



Leseprobe

Isabella Hammad

Der Fremde aus Paris Roman

Bestellen Sie mit einem Klick für 12,00 €



Seiten: 736

Erscheinungstermin: 09. Mai 2022

Mehr Informationen zum Buch gibt es auf

www.penguinrandomhouse.de

Inhalte

- Buch lesen
- Mehr zum Autor

Zum Buch

Montpellier, zu Beginn des Ersten Weltkriegs: Als der junge Palästinenser Midhat von Bord eines Dampfers aus Alexandria geht, ist das für ihn der Aufbruch in eine strahlende Zukunft. Begierig wirft er sich in sein Medizinstudium, saugt die französische Kultur auf, verliebt sich in die emanzipierte Jeannette. Doch in den vom Krieg aufgeschreckten bürgerlichen Salons bleibt Midhat ein Fremder - und muss lernen, wie zerbrechlich alles ist: aus Freunden werden Feinde, aus Liebe wird Verrat. Er flüchtet sich in das exzessive Treiben in Paris und von dort zurück in die strenge väterliche Obhut nach Palästina. Aber auch aus seiner Heimat ist im Kampf um Unabhängigkeit mittlerweile ein Pulverfass geworden...

Virtuos erzählt Isabella Hammad vom Leben eines Grenzgängers und Wurzellosen. Der Roman einer Liebe zwischen den Kulturen und das Epos einer Zeitenwende – von klassischer Brillanz und unerhörter Aktualität.



Autor

Isabella Hammad

ISABELLA HAMMAD wuchs in London auf, lebt in London und New York. Ihr Debütroman »Der Fremde aus Paris« ist angelehnt an die Geschichte ihres eigenen Urgroßvaters. Der Roman wurde weltweit in 16 Länder verkauft und ist für den *Observer* eines der wichtigsten Debüts sowie für die *New York Times* einer der wichtigsten Romane 2019. Er wurde nominiert für den Walter Scott Prize for Historical Fiction sowie den Edward Stanford Fiction Award und ausgezeichnet mit dem Betty Trask Award.

Isabella Hammad

Der Fremde aus Paris

Roman

*Aus dem Englischen
von Henning Ahrens*

btb

Für Teta Ghada
لِكُلِّ التَّفَاصِيلِ

Personen

Die Familie Kamal

Häddsch Taher Kamal, Textilhändler

Aziza Kamal, Häddsch Tahers erste Frau, verstorben

Midhat Kamal, Sohn von Häddsch Taher und Aziza

Umm Taher (Mahdiya) Kamal, Mutter von Häddsch Taher,
Midhats »Teta«

Laila, Häddsch Tahers zweite Frau

Musbah Kamal, ältester Sohn von Häddsch Taher und Laila

Nadim, Inshirah, Dunya, Nashat, weitere Kinder von
Häddsch Taher und Laila

Abu Jamil Kamal, Cousin von Häddsch Taher, Teppichhändler

Umm Jamil Kamal, Frau von Abu Jamil

Jamil Kamal, Sohn von Abu Jamil und Umm Jamil, Cousin
von Midhat

Wasfi Kamal, Cousin von Midhat

Tahsin Kamal, Cousin von Midhat

Die Familie Molineu

Frédéric Molineu, Soziologe und Anthropologe an der
Universität Montpellier

Ariane Molineu, geborene Passant, Frau von Frédéric,
verstorben

Jeannette Molineu, Tochter von Frédéric und Ariane

Marian Molineu, Cousine von Frédéric, Schwester von Xavier

Xavier Molineu, Neffe von Frédéric, Bruder von Marian,
Jurastudent

Paul Richer, Marians Verlobter

Weitere Personen in Frankreich

Sylvain Leclair, Freund der Molineus, Winzer

Laurent Toupin, Medizinstudent

Samuel Cogolati, Medizinstudent

Patrice Nolin, emeritierter Professor der Medizin

Carole und Marie-Thérèse, Töchter von Patrice Nolin

Georgine, Hausmädchen der Molineus

Luc Dimon, Winzer

Madame Crotteau, Gesellschafterin

Faruq al-Azmeh, Professor für Arabisch in Paris,

ursprünglich aus Damaskus

Bassem Jarbawi, Raja Abd al-Rahman, Yusef Mansour,

Omar und andere, Faruqs Pariser Freunde

Qadri Muhammad und Riyad Assali, Schulfreunde von Hani

und Berater des Emirs Faisal

Die Familie Hammad

Häddsch Hassan Hammad, Cousin von Nimr,

Landeigentümer, Mitglied der Dezentralisierungs-Partei

Nazeeha Hammad, Frau von Häddsch Hassan

Yasser Hammad, ältester Sohn von Nazeeha und

Häddsch Hassan

Häddsch Nimr Hammad, Cousin von Hassan, Richter am

Scharia-Gerichtshof und Gelehrter, 1918 Bürgermeister
von Nablus

Widad Hammad, Frau von Häddsch Nimr

Fatima Hammad, älteste Tochter von Widad und

Häddsch Nimr

Nuzha Hammad, zweite Tochter von Widad und

Häddsch Nimr

Burhan Hammad, jüngster Sohn von Widad und

Häddsch Nimr

Häddsch Tawfiq Hammad, Onkel von Häddsch Hassan und
Häddsch Nimr, Politiker

Die Familie Murad

Hani Murad, Absolvent der juristischen Fakultät in Paris

Basil Murad, entfernter Cousin Hanis, Bruder von Munir

Munir Murad, entfernter Cousin Hanis, Bruder von Basil

Fuad Murad, Hanis Onkel in Dschenin, Mitglied der

Dezentralisierungs-Partei

Sahar Murad, Tochter von Fuad

Umm Sahar Murad, Frau von Fuad

Weitere Personen in Nablus

Hisham, Häddsch Tahers Stellvertreter

Butrus, Schneider im Laden der Kamals

Umm Mahmoud, Hausmädchen der Familie Kamal

Adel Jawhari, junger Mann, früherer Schulfreund von Midhat

Abu Omar Jawhari, Onkel von Adel, 1919 Bürgermeister

Qais Karak, junger Mann

Häddsch Abdallah Atwan, Eigentümer einer Seifenfabrik

Madame Atwan, Matriarchin der Familie Atwan

Eli Kahen, samaritanischer Schneider

Abu Salama, samaritanischer Hohepriester

Père Antoine, französischer Dominikaner-Priester und
Gelehrter

Schwester Louise, Schwester Sarah, Schwester Marian und
andere St. Josephsschwestern, in Nablus bekannt als

»die Ebal-Mädchen«

Ayman Saba, verarmter christlicher Bauer

Hala Saba, Tochter Aymans

Glossar arabischer Begriffe und Wendungen auf S. 727

ERSTER TEIL

I

Auf dem Dampfer von Alexandria nach Marseille gab es einen weiteren Araber, er hieß Faruq al-Azmeh. Am zweiten Tag der Reise steuerte er mittags auf Midhat zu, einen Teller mit Toast und eine Gebetskette aus Bernstein in den Händen. Er setzte sich, zupfte an den Aufschlägen seines Hemdes und erklärte ohne Umschweife, er sei auf dem Rückweg von Damaskus, um seine Tätigkeit als Sprachdozent an der Sorbonne wieder aufzunehmen. Er habe Paris bei Ausbruch des Krieges verlassen, wolle nach dem Wunder an der Marne aber unbedingt zurückkehren. Er hatte graue Augen und einen kantigen Kopf.

»*Baris*.« Er seufzte. »Dort ist mein Leben.«

Diese Worte beflügelten die Phantasie des jungen Midhat Kamal. Er stellte sich Rampenlichter vor, die einen Tanzsaal voller Frauen beleuchteten. Er musterte Faruqs Kleidung, den graublauen Dreiteiler und die indigoblaue Krawatte mit der silbernen Nadel in Vogelgestalt. Ein schlichter Spazierstock aus dunklem Holz lehnte am Tisch.

»Ich will Medizin studieren«, sagte Midhat. »An der Universität Montpellier.«

»Bravo«, sagte Faruq.

Midhat lächelte, als er nach der Kaffeekanne griff. Auf einmal entspannten sich Muskeln, deren Verkrampfung ihm gar nicht bewusst gewesen war.

»Sie besuchen Frankreich zum ersten Mal«, sagte Faruq.

Midhat nickte stumm.

Fünf Tage waren vergangen, seit er in Nablus von seiner

Großmutter Abschied genommen hatte und auf einem Maulesel nach Tulkarem geritten war. Von dort war er mit der Haifa-Bahn bis El Qantara gefahren und in den Zug nach Kairo gestiegen. Nach ein paar Tagen im Haus seines Vaters war er in Alexandria an Bord des Schiffes gegangen. Er hatte sich an die endlose Wasserfläche gewöhnt, von weißen Schaumkronen durchsetzt und silbern glitzernd im Sonnenlicht. Mittagessen gab es um eins, Tee um vier, Dinner um halb acht, und anfangs saß er allein da und beobachtete, wie die Europäer mit Messer und Gabel aßen. In einem vollen Raum entwickelte er die Angewohnheit, nach dem roten Schopf des Kapitäns Ausschau zu halten, ein Franzose namens Gorin, und nach dem Dinner sah er zu, wie dieser die Brücke, wo er dem Steuermann Anweisungen gab, betrat und wieder verließ.

Gestern hatte er sich dann einsam gefühlt. Uprötzlich. Als er am Bug saß und auf den Kapitän wartete, wurde ihm sein an der Bank lehrender Hinterkopf bewusst, ein Gefühl, das auf bizarre Art schmerzhaft war. Er spürte, wie seine Beine aus dem Becken ragten. Seine Nase, sonst unsichtbar, wuchs auf die doppelte Größe an und ragte ins Blickfeld. Seine ganze Gestalt war eine harte, schwere, wunde Last, sein Herz schlug rasend schnell. Er glaubte, das Gefühl werde verfliegen. Aber so war es nicht, und abends fand er die Gespräche mit dem Quartiermeister, den Stewards im Speisesaal und den anderen Passagieren überraschend mühsam. Sie merkten doch sicher, wie wund seine Haut war. Nachts drückte er immer wieder auf die Aufzugskrone seiner Taschenuhr und klappte den Deckel über dem weißen Zifferblatt auf. Das Ticken schläferte ihn ein. Dann erwachte er wieder, und wenn er im weiteren Verlauf der Nacht nach der Uhrzeit schaute, bildete er sich ein, in den langsam vorrückenden Zeigern die Regungen eines monströsen Geschöpfes erkennen zu können.

Deshalb lächelte er seinen neuen Freund nun erleichtert an.

Er hatte das Gefühl, dass seine zuletzt harten Konturen etwas weicher wurden.

»Welche Vorstellung haben Sie?«, fragte Faruq.

»Wovon? Von Frankreich?«

»Vor meiner Ankunft hatte ich zig Bilder im Kopf. Manche erwiesen sich als zutreffend. Manche waren ...« Er drückte die Lippen mit den Fingern zusammen und lächelte selbstironisch. »Perücken zum Beispiel waren eine fixe Idee von mir. Sie wissen schon, künstliche Haare. Ich kann nicht genau sagen, wie ich darauf gekommen war, vermutlich hatte ich eine alte Zeichnung gesehen.«

Midhat brummte, als würde er nachdenken, und schaute aus dem Fenster aufs Meer.

Sein Gymnasium in Konstantinopel hatte sich am französischen Lycée orientiert. Die Lehrbücher waren allesamt aus Frankreich importiert, genauso die Hälfte der Lehrer und die meisten Möbel. Die Schüler hatten auf Korbgeflechtstühlen mit Sprossenlehne gesessen, *La poésie épique en Grèce* gelesen und sich die Namen der Elemente in einer Mischung aus Französisch und Latein eingeprägt. Sie waren erst auf dem Flur wieder ins Türkische, Arabische oder Armenische verfallen. Wenn etwas zuerst auf Französisch formuliert worden war, blieb es dabei, sodass Midhat, um Beispiele zu nennen, seine inneren Organe als »le poumon« und »le coeur«, »le cerveau« und »l'encéphale« bezeichnete und auch die verschiedenen philosophischen Konzepte auf Französisch verinnerlicht hatte, etwa »l'altruisme« oder »la condition humaine«. Doch obwohl er fünf Jahre lang tief in alles Französische eingetaucht war, rang er um ein Bild Frankreichs, das sich von der Möblierung jenes Klassenraums löste, von dem aus man in den heißen türkischen Himmel blickte. Selbst jetzt, von diesem Dampfer aus betrachtet, lag die Provence in einem Nebel und hinter der Krümmung des Erdballs verborgen. Er sah wieder Faruq an.

»Ich habe keine Vorstellung von Frankreich.«

Er rechnete mit Faruqs Verachtung. Aber der zuckte nur die Schultern und senkte den Blick auf den Tisch.

»Waren Sie mal in Montpellier?«, fragte Midhat.

»Nein, ich kenne nur Paris. Die Universität ist natürlich berühmt für ihre medizinische Fakultät. Rabelais hat dort studiert, nicht wahr?«

»Ah, Sie haben Rabelais gelesen!«

Faruq lachte in sich hinein. »Nehmen Sie ein bisschen Marmelade, bevor ich alles verputzt habe.«

Nach dem Frühstück zog sich Faruq in seine Kabine zurück, und Midhat ging an Deck und setzte sich an den Bug. Er betrachtete das Meer und lauschte dem Gespräch einer Gruppe europäischer Amtsträger – Niederländer, Franzosen, Briten –, die sich auf der Bank nebenan laut unterhielten, zuerst über die Technik des Schiffes, danach über den deutschen Vorstoß auf Paris. Er verstand sie nur teilweise.

Unter Midhats Füßen knarrten Planken: Ein Kind tollte über das Deck. Im Hintergrund verglichen zwei junge Frauen Postkarten, der Wind spielte mit den Troddeln ihrer Sonnenschirme. Gestern beim Dinner hatten diese Mädchen ihre herrlichen Haare wie Hüte präsentiert, in Wellen gelegt und mit Juwelen geschmückt, die im Schein der Lüster glitzerten. Nach einer Weile wurde die Tür der Brücke geöffnet, und ein rothaariger Mann, Kapitän Gorin, erschien und ließ die Knöchel knacken. Ein uniformierter Amtsträger sprang von der Bank, um ihn anzusprechen, und als Gorin die Lippen bewegte – Midhat konnte seine Worte wegen des Windes nicht verstehen –, vertieften sich die Falten in seinem Gesicht. Gorin zündete sich eine Zigarette an, die er mit beiden Händen vor dem Wind schützte, löschte das Streichholz durch ein Schütteln und barg die Glut der Zigarette dann in der hohlen Hand. Der andere Mann verschwand, und Gorin lehnte an der Reling und

rauchte. Seine Locken flatterten; sie schienen lose am Kopf befestigt zu sein. Er schnippte den Stummel über Bord und ging unter Deck.

Midhat beschloss, ihm zu folgen. Gorin verschwand gerade in der Luke, da ging Midhat an den lauten Europäern vorbei und schwang sich hinter dem Kapitän die Metalltreppe hinunter. Die erste Tür des Ganges öffnete sich zu einem Salon voller Menschen. In einer Ecke spielte ein Grammophon. Als er Ausschau nach Gorin hielt, begegnete er dem Blick Faruqs, der an einem Tisch saß, vor sich einen Bücherstapel.

»Schön, Sie zu sehen«, sagte Faruq. Er hatte sich umgezogen, trug nun einen dunklen Anzug und eine gelbe Krawatte mit grünen Sechsecken. »Die habe ich Ihnen mitgebracht. Mehr habe ich nicht dabei. Ein paar Gedichtbände ... wieder mal Gedichte, diese sind tatsächlich recht gut ... und *Die drei Musketiere*. Das ist die Basislektüre für jeden jungen Mann, der zum ersten Mal nach Frankreich reist.«

»Vielen Dank.«

»Ich hole uns etwas zu trinken, und dann üben wir Französisch. Whisky?«

Midhat nickte. Er setzte sich und griff, um seine Nervosität zu verbergen, nach *Die drei Musketiere*. Er schlug blind die Seite mit dem Vorwort des Autors auf.

Als ich in der königlichen Bibliothek für meine Biographie Ludwigs des XIV. recherchierte, stieß ich durch Zufall auf die Memoiren von M. D'Artagnan, gedruckt – wie die meisten Werke jener Epoche, deren Autoren ...

Zwei Gläser, halb voll mit schwappender Flüssigkeit, glitten über den blank polierten Tisch.

»*Santé*. Also, ich möchte Ihnen einiges erklären. Sind Sie bereit?« Faruq lehnte sich auf der Bank zurück und zog, als

er nach dem Drink griff, mit der anderen Hand die Gebetskette aus der Tasche. »Zunächst einmal die Französinen. Sie finden das vielleicht komisch, aber man behandelt sie wie Königinnen. Man lässt sie stets als Erste einen Raum betreten. Prägen Sie sich das ein. Machen Sie sich darauf gefasst, dass Ihnen manches Unbehagen bereiten wird. Versuchen Sie, offen zu sein. Bleiben Sie Ihren Wurzeln treu, auf Französisch würde man sagen: *Rester fidèle à vos racines, fhimet alay?* Ich habe viele französische Freunde. Und spanische. Die Spanier gleichen den Arabern – die Franzosen sind anders. Die meisten sind Christen, denken Sie an Ihre christlichen Freunde in Nablus. Ich nehme an, Sie haben in Palästina französische Pilger kennengelernt oder wenigstens gesehen. Gibt es Missionare in Nablus?«

»Ja. Aber ich bin auch in Konstantinopel zur Schule gegangen. Ich kenne viele Christen.«

Faruq hörte nicht zu. »Nun, Sie sollten wissen, dass Missionare anders sind als ihre Landsleute daheim. Zunächst: Die Franzosen sind nicht besonders religiös. Erschrecken Sie also nicht, wenn sie sich küssen, Alkohol trinken und so fort.«

Midhat lachte, und Faruq sah ihn erstaunt an. Und weil Midhat beweisen wollte, dass er sich nicht erschrecken würde, trank er einen Schluck. Er hatte das Gefühl, Parfüm zu trinken; er schmeckte den Whisky in der Nase. Mit sechzehn hatte er im Schlafsaal seiner Schule heimlich Whisky gekostet. Er benetzte damals nur seine Zunge; der Junge, der die Flasche besorgt hatte, leerte sie mit seinem Komplizen, und als der Schuldirektor am nächsten Morgen ihren Alkoholatem witterte, bekamen die beiden Hiebe und wurden für drei Tage vom Unterricht suspendiert.

»Vieles werden Sie auch mögen. Die Denkweise und die Lebensweise sind sehr kultiviert. In dieser Hinsicht gibt es gewisse Parallelen zwischen Damaskus und Paris, finde ich.«

»Und Nablus«, ergänzte Midhat.

»Ja, Nablus ist schön.« Faruq nippte und atmete aus. »Bei wem wohnen Sie in Montpellier?«

»Im Haus von Doktor Molineu. Ein Akademiker.«

»Ein Akademiker! Aha. Das wird Ihnen gefallen.«

Midhat war es egal, dass Faruq zu wissen meinte, was ihm gefiel. Er fasste das als Zeichen der Verbundenheit auf. Er wollte allem zustimmen, was Faruq sagte.

Die restlichen vier Tage auf See verbrachte er damit, auf dem Oberdeck Faruqs Bücher zu lesen. Oder das Meer zu betrachten, während die Bücher offen in seinem Schoß lagen; wegen des Windes legte er eine Hand auf die Seiten und sprach gelegentlich einen Satz vor sich hin. Er hatte sich wieder entspannt, und seine Gedanken schweiften in Tagträume ab. Er schwelgte vor allem in drei Szenarien. Da war zunächst einmal eine Pariserin mit Schwanenhals, die sich in Jerusalem verirrt hatte und der er in perfektem Französisch den Weg nach al-Haram al-Scharif beschrieb. Ein Beobachter, meist ein Amtsträger aus Nablus, berichtete von diesem Vorfall, woraufhin Midhat als Mann von großer Güte und hoher Sprachbegabung gerühmt wurde. In der zweiten Phantasie sang er eine *dal'ona* – »*ya tayrin taayir fis-sama' al-aali; sallim al-bilu al-aziz al-ghali*« –, was die Leute, die sein Fenster passierten und hörten, wie er die Kluft zwischen sich und der imaginären Geliebten beklagte, zu Tränen rührte. In der dritten Phantasie rettete er einen Passagier, der über Bord zu gehen drohte, indem er ihm mit der Eleganz eines Tänzers einen Arm um die Taille warf. Die Zuschauer applaudierten.

Diese Tagträume erhöhten sein Selbstvertrauen. Sie vermittelten ihm das Gefühl, sich geschmeidig durch sein Umfeld zu bewegen; sie schenkten ihm Sicherheit, wenn er einen Raum betrat. Er nahm in regelmäßigen Abständen eine Dosis dieser Träume zu sich, als wären sie eine Medizin, und tauchte

Minuten später gestärkt und erfrischt daraus auf. Auf diese Weise gelang es ihm, seine Konturen etwas aufzuweichen – die ihn nun doch wieder beengten.

Im Hafen von Marseille schüttelte Faruq Midhats Hand und drückte seinen Arm. »Viel Glück. Und Kopf hoch. Sie müssen mich in den Ferien unbedingt in Saint Germain besuchen.«

Der Zug nach Montpellier fuhr eine Stunde später. Die Nacht senkte sich auf eine an Palästina erinnernde Landschaft: zerklüftete Hügel, verdorrte Vegetation. Midhat schief, den Kopf gegen die vibrierende Scheibe gelehnt, und kämpfte sich am Morgen benommen durch zwei weitere Kapitel von *Die drei Musketiere*, während die Hügel am Horizont eine wellige Linie bildeten, Regentropfen gegen die Scheibe prasselten und zitternd nach unten liefen. Nach dem Mittagessen schief er wieder ein. Als der Ruf »Montpellier!« ertönte, war es Viertel vor fünf, und er stand auf und folgte den anderen Reisenden auf den Bahnsteig. Er war ausgelaugt und musste sich dringend waschen.

Die Vorderseite des Bahnhofs von Montpellier ähnelte der eines Tempels. Midhat schleppte seine Reisetruhe zwischen die Säulen und beobachtete die Passanten und Automobile, die sich über den Platz bewegten. Er wusste nicht, wie Doktor Molineu aussah. In den Briefen der Universität war er nicht beschrieben worden, und so kam jeder Mann in Frage, der gerade vorbeiging. Vielleicht die magere Person mit den langen Frackschößen, die Midhat neugierig betrachtete? Oder dieser ältere Herr, der mit seiner Brille eindeutig wie ein Gelehrter wirkte? Aber dann setzten alle ihren Weg fort, kamen nicht auf ihn zu, wie es sein Gastgeber getan hätte. Der Mann neben dem Fahrkartenschalter starrte ihn an, allerdings viel zu aufdringlich, und Midhat wich seinem Blick aus.

Die Menge vor dem Bahnhof lichtete sich, und ein Laternen-

anzünder trug seine Leiter zwischen die Pfähle. Ein Schwarm von Krankenschwestern eilte über den Platz zum Eingang eines gegenüberliegenden Gebäudes, wo jede ihren Regenschirm ausschüttelte. Die Glut einer Zigarette spiegelte sich in einer Pfütze und verschwand; dann ging jemand rechts an Midhat vorbei. Der Mann hatte einen buschigen blonden Schnurrbart und war eindeutig zu jung, um der Doktor zu sein – und als er näher herankam, bemerkte Midhat, dass er unfreundlich dreinschaute und die Augen, bekränzt von blonden Wimpern, nicht auf sein Gesicht richtete, sondern auf den Fez. Der Mann tippte gegen die Krempe seines eigenen flachen Hutes. Midhat erkannte darin die französische Respektbezeugung, eine Geste, die man im Vorbeigehen ausführte, im Gegensatz zum Ziehen des Hutes, mit dem man beweisen wollte, dass sich darunter nichts verbarg. Zugleich wurde er das dumpfe Gefühl nicht los, dass der blonde Mann ihn auf die fehlende Krempe an seinem Fez hinweisen wollte. Er runzelte die Stirn, und der Mann verschwand in einer Seitenstraße.

»Monsieur Kamal?«

Auf dem Bahnhofsvorplatz reckte eine junge Frau einen Arm. Kurze, braune Locken umgaben die Ohren unter ihrer Mütze. Als sie auf ihn zukam, bewegte sich die Querfalte ihres Rockes über ihrem Schoß.

Er zögerte. »*Bonjour. Je m'appelle Midhat Kamal.*«

Als die Frau lachte, bildeten sich Falten unter ihren Augen. »*Et je m'appelle Jeannette Molineu.*«

Jeannette Molineu hielt ihm eine bleiche Hand mit knochigen Fingern hin. Midhat ergriff sie; ihre Finger waren kalt. Es war sonderbar, dass er von einer Frau abgeholt wurde, aber dann fiel ihm ein, was Faruq über französische Frauen erzählt hatte, und er folgte Jeannette zu einem großen grünen Automobil, das auf dem Bahnhofsvorplatz stand.

»Ich hoffe, ich habe Sie nicht zu lange warten lassen«, sagte

sie, öffnete die Tür und glitt auf den knarzenden Rücksitz.
»Wie war die Reise?«

»Sie war ... ich war tagelang unterwegs.«

Der Chauffeur fuhr schnell, und der Motor übertönte ihre Stimmen. Midhat sah durch das Fenster, wie sich die Stadt hob und senkte und in Gassen verästelte, auf deren Bürgersteigen Schwärme von Regenschirmen aufgeklappt oder geschlossen wurden. Sie bogen in eine schmale Straße ein, gesäumt von Häusern mit schwarzen Balkonen und Terrakotta-Dachziegeln. Das Automobil wurde langsamer.

»Diese Stadt«, sagte Midhat, »ähneln Nablus. Die zwei Berge, die Gebäude aus Stein, die kleinen Straßen. Aber sie ist größer, und der Stein ist gelber.«

»Sie stammen aus Nablus?«

»Ja. Und Sie wurden hier geboren.«

»Nein«, sagte Jeannette lächelnd, »ich bin in Paris aufgewachsen. Mein Vater und ich sind vor etwa vier Jahren hierhergezogen, als er die Stelle an der Universität antrat. Und ich habe hier mein *baccalauréat* gemacht.«

»Doktor Molineu ist Ihr Vater?«

»Aber ja.«

»Ah. Und Ihr Mann?«

»Ich bin noch unverheiratet. Pisson, fährst du uns bitte durchs Zentrum? Dies ist die Rue de la Loge, die größte Einkaufsstraße. Und an ihrem Ende liegt der Place de la Comédie. Montpellier ist klein, Sie werden sich rasch zurechtfinden. Ich fürchte, man sieht nicht mehr viel, weil es schon so dunkel ist.«

Midhat warf einen Blick auf das Gesicht von Jeannette Molineu. Die Schatten zwischen den Straßenlaternen ließen ihre Augen groß und schwarz wirken, sie warfen unzählige Flecken auf ihre blasse Haut und verliehen der schmalen Oberlippe größere Fülle. Während der Fahrt wechselten Schatten

und Licht, und wenn sie durch den grellen Laternenschein fuhren, kehrte sich der Effekt um.

Die Straße wurde breiter, ihre Ränder grasig. Pisson bog um eine Ecke, drosselte das Tempo vor zwei offenen Torflügeln und fuhr knirschend auf eine Auffahrt, auf die das Licht der Fenster eines großen Hauses fiel. Ein Hausmädchen knickste in der Tür, als Midhat von Jeannette in die Eingangshalle geführt wurde. Zwischen gerahmten Bildern waren elektrische Lampen montiert, und neben einer Treppe, die sich auf der rechten Seite nach oben schwang, hing ein großer Spiegel. Eine offene Tür enthüllte eine cremefarbene Tapete und die schwarze, glänzende Hüfte eines Klaviers; dann erschien ein grauhaariger Mann mit Hängebäckchen und figurbetontem Anzug.

»*Bienvenue, bienvenue*, Monsieur Kamal. Frédéric Molineu. Ich bin Ihr Gastgeber.«

»Guten Abend. Mein Name ist Midhat Kamal. Ich freue mich sehr, Ihre Bekanntschaft zu machen.«

»Na, kommen Sie! *Bonjour*, mein Lieber, ich bin hocherfreut, wirklich – hocherfreut.«

Molineu schüttelte Midhat begeistert die Hand, umschloss sie kurz auch mit der anderen. Midhat wollte es ihm gleichtun, aber seine Finger waren schon wieder in die Freiheit entlassen worden. Sein Gastgeber breitete die Arme aus, eine Geste des Willkommens.

»Bitte fühlen Sie sich wie zu Hause. Es ist uns eine Ehre, Sie zu Gast zu haben, und wir freuen uns darauf, Ihnen zu zeigen, wie wir leben. Aber zuerst ein Aperitif, bitte folgen Sie mir.«

Der Salon war in Blau gehalten, zwischen Polstersofas stand ein Tisch, bekrönt von einem Silbertablett mit vier Kristallgläsern. Glastüren führten auf eine Terrasse mit gusseisernem Tisch und Stühlen, dahinter lag ein halbdunkler Rasen.

»Ich merke, dass Sie zögern.« Doktor Molineu lüpfte die Hose über den Knien, als er sich setzte. »Aber das ist kein

Alkohol. Man nennt das *cordial*. Absolut alkoholfrei. *S'il vous plaît, Monsieur, asseyez-vous.*«

Midhat nahm auf einem Sofa Platz und spürte sofort, wie erschöpft er war.

Jeannette fragte: »Wann kommt Marian?«

Nun, da Vater und Tochter nebeneinandersaßen, fielen Midhat die Ähnlichkeiten auf. Beide hatten einen direkten Blick. Das Kinn des Doktors war markant, Jeannettes hingegen fliehend und mit einem Grübchen geschmückt. Sie hatte die Mütze abgesetzt; ihre Locken kräuselten sich nur um die Ohren, oben waren ihre Haare platt gedrückt. Sie hatte feine Züge, und die Fältchen unter ihren Augen waren keineswegs ein Makel, sondern steigerten ihre Schönheit. Trotz ihrer Schlankheit hatte sie breite Schultern, aber dieser Eindruck entstand vielleicht, weil sie so krumm dasaß. Midhat senkte den Blick und presste den Daumen gegen den Stiel seines kalten Glases.

»Später, mein Liebling. Marian ist meine Nichte. Sie heiratet nächste Woche, Sie werden also eine französische Hochzeit erleben! Hochzeitszeremonien sind der eigentliche Schlüssel zum Verständnis einer Kultur. Wenn man eine Hochzeit miterlebt, versteht man die ganze Gesellschaft. Wie war die Reise?«

»Die Reise hat sehr lange gedauert. Deshalb bin ich müde. Das schmeckt wirklich köstlich.«

»Ihr Französisch ist hervorragend«, sagte Jeannette.

»Danke. Ich habe in Konstantinopel eine französische Schule besucht.«

»Ihre ersten Eindrücke würden mich sehr interessieren«, sagte der Doktor. »Hat Jeannette Ihnen die Stadt gezeigt?«

»Er ist müde, Papa. Wir sind durch die Innenstadt gefahren.«

»Die Stadt ist sehr schön«, sagte Midhat.

»Gut. Ich hoffe, Sie fühlen sich wohl hier. Montpellier ist nicht groß, und ich nehme an, Sie wollen zu Fuß zur Fakultät

gehen, solange das Wetter gut ist. Pisson wird Ihnen während der ersten Tage beistehen. Und am Montag, *je crois qu'il y a une affaire d'inscription*, und dann, Sie wissen schon, *tout va de l'avant*.«

Dieser Redeschwall enthielt mehrere Worte, die Midhat nicht verstand. Er nickte.

»Das Gebäude ist wunderschön«, sagte Jeannette. »Die Fakultät. Es war mal ein Kloster, müssen Sie wissen.«

»Ah, *merci*«, sagte Midhat zu dem Hausmädchen, das mit der Karaffe neben ihm getreten war. »*Bikfi* – Verzeihung, das ist genug. Nein, das wusste ich nicht.«

Molineu lehnte sich zurück und sah zur Decke auf. Sein Gesicht war zerfurcht, das Haar von Weiß durchsetzt. Er war noch schlank, und wie unter der Hose zu erkennen war, hatte er muskulöse Beine. Er schnellte nach vorn, die Hände auf die Knie gelegt, seine Hacken schlugen auf den Fußboden.

»Großartig, dass Sie da sind. Ich fürchte, wir werden Sie mit Fragen bombardieren. Ich bin Sozialanthropologe. Ich brenne vor Neugier.«

Midhat verstand die letzte Formulierung nicht. Doch Molineu hatte die Fingerspitzen auf sein Herz gelegt, was Midhats Puls beschleunigte, weil er glaubte, Molineu hätte Herzprobleme und würde auf einen ärztlichen Rat hoffen.

»Ich muss noch viel lernen«, sagte er. »Ich stehe ganz am Anfang.«

»Selbstverständlich, selbstverständlich. Man lernt nie aus. Was uns betrifft, so stehen wir in vieler Hinsicht natürlich nicht mehr am Anfang.«

»Leben Sie in der Nähe von Jerusalem?«, fragte Jeannette.

Eine der Phantasien, in denen Midhat auf dem Schiff geschwelgt hatte, flammte in seinen Gedanken auf – er sah die erfundene Pariserin vor sich, die durch die Altstadt Jerusalems irrte. Er spürte ein heißes Prickeln im Nacken und sagte auf

Französisch so schnell wie möglich: »Wir leben nördlich von Jerusalem. Fünf bis sechs Stunden entfernt. Der Weg ist nicht ungefährlich. Er führt über den Ain al-Haramija, einem Pass zwischen zwei Bergen. Und nach neun Uhr abends, jedenfalls so ungefähr, lauern dort Räuber.«

»Aina ... wie lautet der Name?«, fragte Doktor Molineu.

»Ain al-Haramija, *yaani*, das bezeichnet den Ort, wo es Wasser gibt. Ich kenne die französische Bezeichnung nicht.«

»Das Meer?«

»Nein, im Boden.«

»Fluss? See?«

»Nein, im Boden. Das Wasser kommt von unten ...«

»Eine Quelle?«

»Quelle, Quelle. Ain al-Haramija heißt ›Quelle der Räuber‹.«

Ein Klingeln ertönte, und Sekunden später trat Georgine, das Hausmädchen, in den Salon. »Mademoiselle Marian und Monsieur Paul Richer.«

Die junge Frau, die in der Tür stand, trug ein grünes Kleid und glänzende grüne Schuhe. Hinter ihr erschien ein Schopf roter Locken, und Midhat erkannte auf Anhieb Gorin, den Kapitän des Dampfers.

»*Bonsoir*, Kapitän«, sagte er.

Jeannette fuhr zu ihm herum, als der rothaarige Mann sagte: »*Bonsoir*.« Er erwiderte Midhats Nicken und streckte ihm die Hand hin. »Ich heiße Paul Richer. Ist mir ein Vergnügen.«

»Hallo«, sagte Marian.

»Marian ist unsere junge zukünftige Braut«, sagte Doktor Molineu.

Während sich alle setzten, starrte Midhat das wettergegerbte Gesicht des Mannes an, den er als Kapitän Gorin kannte. Er glaubte, Fieber zu haben. Das Hausmädchen brachte zusätzliche Gläser für den Likör, und die Müdigkeit überkam ihn in

Schüben; er trotzte ihr, indem er ein Bein, einen Arm, einen Fuß bewegte, alles, um präsent zu sein, hier auf diesem Sofa, in diesem blauen Salon.

»Unfassbar, dass es bald so weit ist, liebe Marian«, sagte Jeannette.

»Dies ist unser junger Gast aus dem *Proche-Orient*«, sagte der Doktor, »Monsieur Kamal, der hier Medizin studieren will. Er ist gerade erst angekommen. Wir dürfen wohl vermuten, dass er sich gerade etwas *désorienté* fühlt.«

»Papa.«

»*Vraiment!*«, sagte der Mann, der Kapitän Gorin war oder auch nicht. »Woher stammen Sie?«

»Aus Nablus. Das liegt nördlich von Jerusalem und südlich von Damaskus.«

»*Magnificent.*«

»Er will Arzt werden«, sagte Jeannette.

Midhat verdrehte den Oberkörper. Diese Haltung hielt ihn wach. Außerdem konnte er so das Gesicht von Paul Richer erneut in Augenschein nehmen.

Dabei wurde ihm klar, dass es doch nicht Kapitän Gorin war. Weder der rötliche Backenbart noch die braun gebrannten Wangen kamen ihm bekannt vor. Dies war ein Fremder namens Paul Richer, und das Lächeln, das seine Lippen umspielte, verriet, dass er den forschenden Blick Midhats bemerkte. Als Midhat dies bewusst wurde, durchfuhr ihn ein ebenso heftiger Ruck wie bei seinem ersten Irrtum, und er wurde von einem säuerlich schmeckenden Unbehagen erfüllt.

»Monsieur Midhat«, sagte Jeannette. »Sie sind sicher sehr müde. Möchten Sie zu Bett gehen? Georgine, vielleicht will Monsieur Midhat wissen, wo sein Schlafzimmer ist? Er wirkt ... die Reise hat ihn sicher stark ermüdet.«

Und so führte man Midhat an diesem 20. Oktober des Jahres 1914, kurz vor neunzehn Uhr, in ein Eckzimmer im

Obergeschoss des Hauses der Molineus in Montpellier. Durch das Fenster sah man den dämmerigen Garten und ganz hinten einen hohen Baum. Das Zimmer hatte eine gelb gestreifte Tapete, und gegenüber des Bettes, neben dem Kamin, stand ein Holzstuhl vor einem Tisch, darauf eine Vase mit Lilien, deren orangener Blütenstaub auf den glänzenden Lack rieselte. Seine Reiseruhe stand neben dem Kleiderschrank. Er zog die Schuhe aus und sank auf das Bett.

Auf dem Rücken liegend, dachte er wieder an den unten sitzenden Fremden namens Paul Richer und versuchte, sich den Kapitän vor Augen zu führen. Rote Locken, Wangenfalten. Alle anderen Details blieben verschwommen. Er spürte immer noch das Schwanken des Meeres. Die Bilder dessen, was er an diesem Tag erlebt hatte, ballten sich hinter seinen Augenlidern: morgens der Anblick der französischen Küste, die in der blauen Ferne auftauchte; die Passagiere, die vom Frühstück aufstanden und sich vor den Fenstern versammelten; der Hafen von Marseille, das Gedränge vor den Fallreeps, die Automobile, die Pfiffe; Jeannette, die mit ausgestreckter Hand auf ihn zukam; die abendliche Stadt, aus dem Automobil gesehen; der Likör, der Salon, das Schlafzimmer, die Decke. Er merkte, dass er die Augen geschlossen hatte, und öffnete sie wieder.

Die Farben waren verblasst. Er lag auf der Seite, der Fußboden vor dem Fenster schimmerte im Mondschein. Im Dunkeln wirkte das Schlafzimmer geräumig. Midhat versank in einem Halbschlaf, richtete sich dann aber auf; er fror plötzlich. Jacke ausziehen, Hosenträger abstreifen, Hemd aufknöpfen. Und dann ein Flüstern, ein Klappern – nicht von einem Menschen, sondern von zwei Objekten, die einander streiften. Er starrte die Tür an und bemerkte, wie sie vom Luftzug aufgedrückt wurde. Sie war nicht richtig zu gewesen.

Er stand auf und drückte die Klinke. Die Tür schwang lautlos auf. Da war der Flur des Obergeschosses. Grau und leer.

Die Luft hier war kühler. Der Rand des Läufers, der die Treppe bedeckte, war leicht nach oben gebogen. Darüber schwang sich das Geländer nach unten. Und am anderen Ende des Flurs, wo noch tieferes Dunkel herrschte, stand eine Lampe neben einer geschlossenen Tür.

Er wich zurück. Er drückte die Tür zu, bis er den Riegel einrasten hörte, und schlüpfte unter das kalte Laken. Er sah zur dunklen Zimmerdecke auf und schloss die Augen. Das Bettzeug war nach kurzer Zeit so warm wie seine Haut, und er konnte sich vorstellen, wieder in Nablus zu sein. Die Erinnerung an eine Zeit, als er im Schlaf gewandelt war, keimte in ihm auf, damals war er etwa vierzehn gewesen. Als ihn der Gebetsruf weckte, fand er sich im Bett neben seiner Großmutter wieder, seiner Teta, die einen Arm um seine Taille gelegt hatte. Er wollte sich verwirrt und beschämt aufrichten und setzte einen Fuß auf die kalten Fliesen – bis Teta ihm über das Haar strich. Du hast im Schlaf geredet, sagte sie. Nur keine Sorge, *habibi*, schlaf wieder ein, *habibi*.

In der Endphase des Osmanischen Reiches wurde die Zeitrechnung zum Problem. Offiziell begann das Jahr im März, wenn die Steuereintreiber die Fellachen heimsuchten. Die Christen hielten sich jedoch an den gregorianischen Kalender, der im Januar begann und Schaltjahre sowie diverse Abweichungen für Feiertage vorsah; und während die Juden ihren Kalender nach historischen Zyklen ausrichteten, blieben die Muslime bei ihrem Mondkalender und kamen bei dem Wechsel der Jahreszeiten irgendwann aus dem Takt.

In Midhats Kindheit folgte ganz Nablus, auch der nicht-muslimische Teil der Bevölkerung, dem Mondkalender, hielt also trotz des europäischen Uhrturms, den Sultan Abdülhamid hatte erbauen lassen, an der arabischen Zeitrechnung fest. Die Muslime glaubten, der Allmächtige habe das Universum so erschaffen, dass die menschlichen Zeitmesser, dem Uhrwerk der Welt gehorchend, täglich bei Sonnenuntergang auf zwölf Uhr gestellt werden müssten. Wenn die Dunkelheit anbrach und die Muezzine zum Maghrib riefen, konnte man deshalb überall in Nablus sehen, wie wohlhabende Bürger ihre Uhr zückten, die Krone mit den Fingernägeln herauszogen und die Zeiger auf zwölf stellten, bevor sie zur Moschee eilten, vorausgesetzt, sie hatten Lust dazu.

Als Kleinkind schlief Midhat im Winter für gewöhnlich neben seiner Teta, Umm Taher. Als er fünf war, zogen sie in ein Viertel außerhalb der alten Stadtmauern, tauschten ein Haus mit gemeinsamem Hof und runden Zimmern gegen ein modernes Haus am Fuße des Berges Garizim ein, das mehr

Privatsphäre bot. Aus dem Fenster seines neuen Schlafzimmers beobachtete er den Wechsel der Jahreszeiten vor dem Hintergrund der fernen, schneebedeckten Gipfel des Dschabal al-Scheich.

Am Tag, als Häddsch Taher, Midhats Vater, kundtat, sich ein zweites Mal verloben zu wollen, behauptete Teta, einen Monat zuvor die Kutsche auf dem Berg gesehen zu haben. Tetas Prophezeiungen waren nicht besonders hilfreich, da sie anfangs nicht verstand, was sie zu bedeuten hatten, und im Nachhinein, wenn sie die Klarheit erreicht hatte, unter ebendieser litt. Sie hatte zum Beispiel den Tod ihres Mannes vorhergesehen.

»Ich hatte die Vision eines Sarges auf einem blauen Teppich. Ich sah die Kante des Sarges auf einem blauen Teppich. Ich war im Haus meiner Mutter, und dann, als sie den Sarg aus Jaffa brachten und vor meinen Füßen absetzten, sah ich es noch einmal. Mein Auge, dieses Auge, senkte den Blick, und ich sah die Kante des Sarges und darunter den Teppich.«

Häddsch Tahers erste Ehe, die mit Midhats Mutter, war von Teta eingefädelt worden. Das Mädchen stammte aus einer angesehenen Familie in Dschenin, und Taher hatte sie geliebt.

»Deine Mutter hatte grüne Augen. Ihr Gesicht war fast flach, etwa so ...« – sie zog ihre Wangen mit den Fingern straff – »... *wallah*, wie bei einem kleinen Jungen.«

Sollte Teta gehnt haben, dass das Mädchen an Tuberkulose sterben würde, dann hatte sie das für sich behalten. Midhat war damals zwei. Sein Vater hielt sich in Ägypten auf. Das Haus war voller klagender Frauen, und während sie die Tote auf dem Esszimmertisch wuschen, brachte die Haushälterin Griesgebäck in den Flur, das Midhat in den Fäusten zerdrückte, um das süße, klebrige Zeug danach von seinen Handflächen zu lecken. Als sein Vater in der Tür erschien, schrie Teta auf und hielt sich an der Tischkante fest, als würde sie gleich umkippen.

Häddsch Taher blieb nicht lange in Nablus. Sein Bekleidungs­geschäft in Kairo wuchs schnell und forderte seine Aufmerksamkeit, und obwohl er neues Personal für den Laden in der Muski-Straße sowie weitere junge Männer eingestellt hatte, die im Golan Seide einkauften, vergaß er nie die Lektion seines Vaters, der ihm eingeschärft hatte, wie wichtig es für das Geschäftsleben war, Kontakte zu pflegen. Und weil der Name »Al-Kamal« in Kairo fast sprichwörtlich für besonders hochwertige Kleidung war, konnte Häddsch Taher Kamal seine Geschäfte nicht aus der Ferne führen. Er konnte sich auch nicht auf unbekannte Vertreter verlassen, die die Seide bei den Händlern besorgten. Er musste sowohl regelmäßig dort sein, wo die Stoffe gehandelt wurden, als auch persönlich in den Norden reisen, um Nachschub zu kaufen. Die neuen Vertreter dienten nur dazu, den Umsatz zu kontrollieren. Dieses unermüdliche Engagement war kraftraubend, lohnte sich aber: Die Kunden blieben treu und die Händler ehrlich. Außerdem boten die Reisen eine gewisse Abwechslung; er konnte in Nablus Zwischenstation machen, im dortigen Laden bei Hisham vorbeischaun, seinem Stellvertreter, und einen Abend mit seiner Mutter und seinem jungen Sohn verbringen, bevor er in die Muski-Straße nach Kairo zurückkehrte, um die Buchhaltung zu prüfen. Als er nach der Beerdigung seiner Frau wieder in Kairo eintraf, wäre er am liebsten umgehend zu einer neuen Reise aufgebrochen, aber die Arbeit erlaubte keine Trauer. Die Ferien rückten näher, der Umsatz war gestiegen, und er musste in Kairo bleiben, um den Laden zu führen.

Die Morgen verbrachte Häddsch Taher am Sandelholztisch im Hinterzimmer mit der Buchführung. Nachmittags mischte er sich unter die Kunden. Er hatte dieses Regiment über Jahre entwickelt, und der Rhythmus war so präzise, dass er an mehr als einem Tag der Woche in genau jenem Moment von einem seiner Assistenten mit einem Klopfen zum Mittagessen gerufen

wurde, in dem er die letzte Summe im Buch notierte. Diese zeitliche Ökonomie gefiel ihm, das Gefühl, von einer Aktivität zur nächsten überzugehen, ohne eine Sekunde zu verlieren.

Kurz nach dem Tod seiner Frau geriet dieser Arbeitsrhythmus durcheinander. Diverse Kairoer Geschäftsmänner, die Wind von seinem Verlust bekommen hatten, begannen, ihn vormittags aufzusuchen, sodass sich die Zeit, die er der Buchhaltung widmete, ärgerlicherweise bis in den Nachmittag ausdehnte. An jedem zweiten Tag klopfte ein anderer Mann an die Tür, trat ein und pries mit stolzgeschwellter Brust die Vorzüge seiner Tochter. Hāddsch Taher bedankte sich stets, lehnte jedoch ab. Nach einigen Wochen zeigten die Störungen aber eine gewisse Wirkung, und seine höflichen Ablehnungen verwandelten sich in mürrische Zusagen. Auch die Schmeicheleien begannen zu wirken, und er nahm die Einladungen höflicher an. Denn er hatte begriffen, dass er es verdient hatte, noch einmal zu heiraten, vor allem, eine gute Partie zu machen. Aufgrund seines geschäftlichen Gespürs war sich Hāddsch Taher über die Schwankungen der Mode und der Gunst der Kunden im Klaren und wusste, dass er momentan ein wohlhabender Kaufmann war, berühmt unter den Damen, und dass er klug beraten wäre, sich dies zunutze zu machen.

Er hatte in Ägypten keine Familie, also auch keine weiblichen Verwandten, welche die Bewerberinnen hätten prüfen können. Er konnte natürlich seine Mutter bitten, aber in Anbetracht ihrer anhaltenden Trauer um seine erste Frau entschied er sich dagegen. Stattdessen engagierte er eine Freundin namens Rabab, eine leichtlebige Tänzerin, mit der er nach ihren Auftritten in Zamalek oft geschlafen hatte. Gegen ein bescheidenes Honorar willigte Rabab ein, die angepriesenen Mädchen unter die Lupe zu nehmen und sich diskret nach dem Ruf der Familien zu erkundigen. Eine Woche verstrich, und am Donnerstagabend erwischte Hāddsch Taher Rabab hinter

der Bühne, wo sie sich gerade in ein Gewand hüllte. Sie lächelte schmallippig, als sie ihm eine Liste überreichte, die sie auf der Rückseite einer Speisekarte notiert hatte. Diese habe eine reiche Familie, sagte sie, aber die Mutter sei eine Sau. Diese sei eine von vier Schwestern, nur leider die reizloseste. Eine Schande; ihre zwei älteren Schwestern seien sehr hübsch. Diese sei nicht reich, doch ihre Familie sei nett. Beliebt und bekannt. Hübsch? Irgendwie schon, aber zu kleine Zähne. Diese sei Koptin. Problematisch. Diese sei eindeutig die Schönste von allen ...

»Wie heißt sie?«, fragte Taher.

»Laila. Die Familie ist ... wohlhabend, aber nicht stinkreich.«

»Und ihre Mutter?«

»Angenehme Person. Außerdem attraktiv.«

Er fackelte nicht lange. Er schrieb an Lailas Vater, und innerhalb kurzer Zeit war der Eintrag im Buch organisiert und das Hochzeitsdatum festgelegt. Erst dann sprach er seiner Mutter die Einladung zur Zeremonie aus, bei der sie weder in die Freuden gesänge einstimmte noch tanzte.

Laila hatte dichtes Haar und einen schlanken Hals, und sie fand naturgemäß keinen Gefallen an ihrem Stiefsohn. Sie lehnte jede Form von Berührung ab und löste, wann immer es ihr möglich war, die Finger Midhats vom Daumen ihres Gatten. Da sie in der Nähe ihrer eigenen Familie bleiben wollte, wurden die Besuche Hāddsch Tahers in Nablus seltener. Er schickte jetzt meist einen Vertreter, um nach dem Laden dort schauen zu lassen, und steuerte stattdessen den Golan an, womit Midhat für zunehmend längere Phasen mit Teta auf dem Berg Garizim allein war.

Aus dieser Zeit stammten Midhats früheste Erinnerungen. Sein Vater wurde zu einem großen Knie, zu einer Stimme hinten im Raum. Teta war ein Busenpolster, nach Rosenwasser

und Veilchen duftend. Laila war eine knochige Wand. Seine Mutter ein weiches Nichts.

Je seltener Taher und Laila nach Nablus kamen, desto üppiger blühten in den Klassenräumen die Gerüchte. Midhats Cousin Jamil, der in dem Haus unterhalb ihres eigenen wohnte, kam zu Ohren, Häddsch Taher sei so reich, weil er in seinem Kairoer Garten Kostbarkeiten aus der Pharaonenzeit entdeckt habe.

Teta musste schallend lachen. Sie saß in der Tür und reparierte etwas. »Die unglücklichsten Menschen sind die neidischen Menschen, vergesst das nie, Jungs.«

Trotzdem grollte Teta Tahers neuer Frau, wenn die beiden nach Nablus kamen. Taher zerbiss Kürbiskerne, und Midhat stand da und betrachtete das große Knie, das wippte, wenn sein Vater nach der Schale griff. Er hatte einen Fuß auf den Oberschenkel des anderen Beines gelegt, und Midhat gefiel die quadratische Öffnung, die so entstand, und weil er damals den starken Drang hatte, Dinge in Löcher zu stopfen, sehnte er sich danach, unter dem väterlichen Bein hindurchzukrabbeln und sich in dieser menschlichen Öffnung aufzurichten. Dann schlug sein Vater die Beine übereinander, und der große, baumelnde Schuh mit dem glänzenden Oberleder wurde zum perfekten Schaukelsitz. Laila saß daneben und ließ ihn nicht aus den Augen.

Eine Erinnerung an seinen Vater überlagerte alle anderen. Midhat wusste später nicht mehr, wie alt er damals gewesen war – sechs oder sieben –, aber das Bild stieg gerade durch diese Ungewissheit zum Mythos auf und nahm in seinen Gedanken ungebührlich viel Raum ein.

In seiner Erinnerung graut der Morgen über dem Berg Gari-
zim, und auf der Anrichte fällt die Blechklappe des Brotkastens zu. Zwei Reisetaschen stehen neben der Tür. Und da ist Baba, er trägt den Fez und einen Reisemantel aus brauner Wolle,

wünscht flüsternd einen guten Morgen und bückt sich, um Midhat einen Kuss zu geben. Sein Atem ist warm und süß, und unter seinem Schnurrbart sind zwei geschwollene, rote Poren zu erkennen. Midhat sieht von der Tür aus zu, wie sein Vater die Reisetaschen links und rechts am Sattel befestigt. Baba schwingt sich aufs Pferd, und bevor er losreitet, hält er kurz inne, um seinen Sohn zu betrachten. Der feuchte Hauch des Morgens hängt als bläulicher Dunst über den fernen Olivenbäumen, und Haddsch Taher, Abu Midhat, reitet bergab in den Nebel.

Im Frühling kam dann ein Brief mit der Neuigkeit, dass Laila schwanger sei. Teta klatschte in die Hände, und die Damen erschienen, um sie zu beglückwünschen. Danach vergingen Monate ohne einen Brief oder ein Telegramm. Der Sommer öffnete seine Tore, und die Hitze ergoss sich vom Himmel. Die Ziegel des Hauses wurden grau wie Asche. Pflanzen wurden gelb und verdorrten. Der Samum sorgte wiederholt für erstickenden Staub und ließ in Nablus vier Quellen versiegen. Als es endlich wieder regnete, goss es in Sturzbächen.

Anfangs glaubte Midhat, er sei durch einen Sturm geweckt worden. Dann hörte er Stimmen. Als er zur Tür schlich, sah er seinen Vater im Schein einer Lampe stehen und Wasser von seinen Armen schütteln. Teta trat neben ihn und türmte im schwachen Licht mehrere Lagen Kleider übereinander. Als Midhat zum zweiten Mal erwachte, war es Morgen, und seine Großmutter saß auf seinem Bett. Sie legte auf dem Deckbett eine Hand auf seinen Fußknöchel und sagte leise: »Dein Vater ist hier. Der Tod des Babys belastet ihn sehr.« Die Kleider seines Vaters, durch die Feuchtigkeit verformt, hingen tagelang in der Küche am Haken.

Nach der Geburt des zweiten Babys kehrte Taher mit Laila nach Nablus zurück. Bald darauf wurde Midhat nach Konstantinopel zur Schule geschickt. Sein Cousin Jamil hatte bereits

das erste Jahr am Mekteb-i Sultani absolviert, und so war die Abreise nicht ganz so schlimm. Tatsächlich hatte Midhat seinen Cousin das ganze Jahr beneidet, denn der dreizehnjährige Jamil war schon sehr männlich und ging sorglos mit den Schulbüchern um, die er in den Ferien nach Hause mitbrachte. Einmal kippte der Bücherstapel auf dem Fußboden im Schlafzimmer seines Cousins um, und Midhat, der mehrere Buchrücken erblickte, versuchte, die Titel zu entziffern. Als er dann selbst aufbrechen musste, empfand er dies nicht so sehr als Abreise, sondern eher als Aufbruch.

Das Mekteb-i Sultani – auch als »Lycée Impérial« bekannt – war ein großes Internat am Ufer des Bosphorus mit Toren in Schwarz und Gold und symmetrisch angelegten Gärten. Seine Klassenkameraden stammten aus dem ganzen Reich: Armenier, Griechen, Juden aus Mazedonien, maronitische Christen aus dem Libanongebirge, sogar Bulgaren und Albaner; und obwohl es sich fast ausschließlich um die Söhne von Beamten und Offizieren handelte, bekam Midhat dort einen ersten Vorgeschmack auf das kosmopolitische Leben. Nach einem Intensivkurs in Französisch vervollkommnete er sein osmanisches Türkisch, lernte etwas Englisch und Persisch; er wurde in Astronomie und Mathematik unterrichtet, war gelangweilt von Kalligraphie und Erdkunde und begeisterte sich für Philosophie und Naturwissenschaften. Die Stundenpläne richteten sich nach der europäischen Zeitrechnung, sodass die Schüler die Stunden von Mittag bis Mittag zählten und nicht wie in Nablus von Sonnenuntergang bis Sonnenuntergang.

Im Lycée wurde Midhat zum ersten Mal bewusst, dass er eine eigenständige Person war. Eines Morgens stand er im Duschaum allein auf dem lackierten Holzgitter, das den Abfluss verdeckte, und während er seine nassen Beine mit Seife wusch, dachte er vage an die Jungen, die draußen Schlange standen. Und da verstand er. Er senkte den Blick auf seinen

Körper und begriff, dass seine Hände allein ihm gehörten und dass er mit eigenen Augen in die Welt schaute. Nicht, dass er das noch nicht gewusst hätte; er empfand es nur klarer. Er hatte bis dahin nie hinterfragt, warum Midhat Midhat war, war auch nie auf den Gedanken gekommen, dass kein anderer Mensch Midhat sein konnte und, umgekehrt, Midhat kein anderer Mensch. Und obwohl ihn dies, während er auf seine Beine hinabsah, vor Hitze gerötet und von schwarzen, borstigen Haaren übersät, einerseits vor ein Rätsel stellte, konnte es andererseits auch gar nicht anders sein. Diese Erkenntnis glich einem Stromstoß, der ihn sowohl in seinem Körper ein kapselte als auch von diesem entfremdete. Der Ruck war ebenso rätselhaft wie schmerzhaft, und als er sich das Gefühl später in Erinnerung rufen wollte, gelang ihm das nicht. Er versuchte, das Erlebnis zu wiederholen, indem er in den Duschraum ging und seine Hände betrachtete, doch der Ruck blieb aus. Im Laufe der nächsten vier Jahre durchlebte er diese Situation gelegentlich wieder, wenn auch selten. Er spürte den Ruck ein oder zwei Mal, wenn seine Gedanken im Unterricht abschweiften und sein Blick auf den Füllfederhalter in seiner Hand fiel. Und manchmal im Dämmerzustand zwischen Schlafen und Wachen, wenn Jamil im Nachbarbett schnarchte und die Ereignisse des Tages in seinen Gedanken verschwammen – dann spürte er es noch einmal, dieses elektrisierende Gefühl, ein eigenständiges Geschöpf zu sein.

In den Ferien setzten Midhat und Jamil mit der Fähre über den Bosphorus zur asiatischen Seite über, stiegen in den Zug von Haydarpascha nach Damaskus und fuhren von dort zurück nach Süden, nach Nablus. Musbah, sein Halbbruder, entwickelte sich rasant. Laila war wieder schwanger, und im nächsten Jahr wurde ein zweites Kind geboren, im darauffolgenden ein drittes. Irgendwann erfuhr Midhat bei einer Heimkehr, dass sein Vater und Laila nach Kairo zurückge-

kehrt waren, und er war wieder mit Teta auf dem Berg Garizim allein.

Dann traten die Osmanen in den Krieg ein, und es kam zu einer regelrechten Zeitenwende. Es gab Streit um ein paar Kriegsschiffe – die Briten wollten die Schiffe wiederhaben, aber die Türken verkauften sie an die Deutschen –, und obwohl die Osmanen Neutralität vorschützten, unterzeichneten sie im August 1914 ein Geheimabkommen mit dem Deutschen Reich. Man machte mobil, und als Mahnung zur Disziplin wurden alle Uhren auf europäische Zeit umgestellt.

Die türkischen Schüler waren begeistert, aber viele reiche, aus den Provinzen stammende Söhne rissen sich ein Bein aus, um dem Wehrdienst zu entgehen; Männer aus der Generation Häddsch Tahers bezahlten, um nicht in die osmanische Armee eingezogen zu werden. Die Regeln wurden verschärft. In Nablus nutzten einige junge Männer ein juristisches Schlupfloch und heirateten arme Dorfbewohnerinnen; andere versteckten sich zu Hause; wieder andere flohen nach Europa. Jamil bekam in Konstantinopel eine Stelle als Schreibstuhengest bei der Armee und entging so der Front, und der Gewinn, den das Kairoer Geschäft der Kamals abwarf, war so hoch, dass Häddsch Taher erwog, Midhat nach Frankreich zu schicken.

Obwohl Frankreich bald ein Kriegsgegner der Türken wäre, galt das Land im Lycée weiter als Musterbeispiel für Modernität. Vornehme Reisende aus Nordafrika und der Levante steuerten stets Frankreich an, und sogar die »fränkische«, also europäische, Zeitrechnung war durch einen etymologischen Irrtum mit Frankreich verknüpft. Was für eine große Chance also, sich unmittelbar ins Herz des Fortschritts zu begeben und dort zu studieren. Mit neunzehn entwickelte Midhat Kamal allmählich Ehrgeiz. Und er freute sich über das Vertrauen und die Liebe, die in dem Entschluss seines Vaters zum Ausdruck kamen, ihn vor Krieg und Verderben zu bewahren.

Auf dem Weg nach Alexandria besuchte er zum ersten Mal Kairo. Unterwegs dachte er an seine Mutter. Seine Gedanken gingen nicht über einen vertrauten Schemen im Nachthemd hinaus, hatten also wenig Substanz – er rief diese Erinnerung oft wach, obwohl sie sehr unkonkret war –, doch er hatte das starke Gefühl, dass seine Mutter nach den zwei Jahren, die sie gemeinsam auf Erden verbracht hatten, gestorben war, damit er leben konnte. Die fatale Logik der Wechselbeziehung: Gab es sie, dann konnte es ihn nicht geben; gab es ihn, dann konnte es sie nicht geben. Er nahm das Treiben auf den Straßen Kairos wahr wie durch dickes Glas. Die Europäer überraschten ihn, denn sie saßen in anderen Cafés als Ägypter und Griechen; sie trugen helle Kleidung, und ihre Silhouetten waren im Schein der strahlenden Sonne unverkennbar. Das Haus seines Vaters überraschte ihn auch. Eine weiße, zweistöckige Villa, umgeben von Obstbäumen, deren Früchte an die Fenster klopfen. Er war allerdings nicht überrascht, als Laila bei seiner Ankunft grimmig dreinschaute, vor seinem Schlafzimmer im Flur tuschelte und während des Abendessens versuchte, ihn von den Gesprächen auszuschließen.

Am Abend vor seiner Abreise passte ihn sein Vater auf der Treppe ab.

»*Habibi*, komm mit.«

Im Büro ließen die Spalten zwischen den Lamellen der Jalousie das letzte Tageslicht ein. Midhat sah zu, wie sein Vater vor dem Hintergrund der blassen Lichtstreifen über den Tisch griff, und hörte eine Schublade knarren. Sein Vater kehrte mit einer Hand voll Seide zurück; darin glänzte etwas. Ein goldenes Rund. Er polierte die Gravur mit der Seide.

»Die ist für dich, Midhat.«

Die Uhr war schwer und kühl. Midhat klappte den Deckel auf. Über dem reich verzierten, emaillierten Zifferblatt lagen drei winzige Zeiger. Einer kreiste am Rand und wies auf arabische Zeichen.

Sein Vater zückte ein Taschenmesser. »So öffnet man die Rückseite.«

Er schob die Klinge in den Schlitz, und die Rückseite der Uhr schwang an unsichtbaren Scharnieren auf. Im Inneren gab es mehrere Zahnräder, befestigt mit silbernen Schraubchen, alle reglos, bis auf zwei: Eines kreiste manisch und trieb ein kleineres Rädchen an, das sich in regelmäßigen Intervallen drehte. Das kleinere Rädchen klickte. Klick, Klick, Klick.

»Vielen Dank, Vater, danke.«

»Möge Gott dich behüten, *habibi*. Pass gut auf sie auf.«

Wo ist die Brautmutter?«, rief der Fotograf und kam unter dem Tuch hervor.

Eine Frau rannte über den Rasen, der Wind wehte ihr das Kleid um die Beine. Die Gäste machten ihr in der ersten Reihe Platz. Ein Blitz, ein Knall, dann kam der Fotograf wieder zum Vorschein, um die Platte zu wechseln.

»Hallo, Monsieur Kamal«, sagte ein stämmiger Mann mit elfenbeinweißer Weste. »Ich heiße Sylvain Leclair.«

Sylvain Leclairs Schnurrbart zuckte beim Sprechen. Midhat erwiderte den Gruß, und Sylvain schenkte ihm einen langen, trägen Blick. Er nahm den Hut ab und strich sich das wuschelige Haar am Hinterkopf zusammen.

»Sind Sie mit der Braut oder mit dem Bräutigam verwandt?«, fragte Midhat.

Leclairs Miene blieb unverändert. Er drehte sich zu Doktor Molineu um. »Komm mal mit, Frédéric, ich würde gern mit dir reden.«

Die beiden Männer entfernten sich, und Midhat fragte sich, ob er etwas Falsches gesagt hatte.

»Fühlen Sie sich wohl, Monsieur Kamal?«

Jeannette stand neben ihm, sie trug ein blaues Kleid und weiße Spitzenhandschuhe.

»Ich erkläre Ihnen, wer wer ist«, sagte sie. »Bonjour, Patrice! Die Frau mit dem großen Hut ist Madame Crotteau. Ihr Mann ist im letzten Jahr an Meningitis gestorben. Sie kann etwas unwirsch sein, seien Sie also gewarnt. Und der Mann, den ich gerade begrüßt habe, ist Patrice Nolin. Er war Professor

an der medizinischen Fakultät, ist aber leider emeritiert. Im letzten Jahr hat er ein Buch über das Sozialverhalten der Tiere verfasst. Und er war im Kongo, bis der Krieg ausbrach. Die beiden dort sind seine Töchter, Carole und Marie-Thérèse. Marie-Thérèse trägt das orangefarbene Kleid. Gott, ist das grauenhaft, finden Sie nicht auch?«

Das Kleid war eher rot als orangefarben, fand Midhat, und er mochte die diffus schimmernde Seide. Er nickte trotzdem; es geschah nicht oft, dass Jeannette ihm so viel Aufmerksamkeit widmete. Seit seiner Ankunft vor einer Woche hatte sie ihm oft zugelächelt, aber meist aus der Ferne, und sie redete nicht viel. Ihr Vater dagegen bestürmte ihn bei jeder Gelegenheit mit Fragen, meist beim Frühstück. Manchmal beteiligte sich Jeannette an diesen Diskussionen – so schien sie es heute früh genossen zu haben, die Unterschiede zwischen *très*, *trop* und *tellement* zu erklären. Wie sie feststellten, gab es im Arabischen keine direkten Entsprechungen für die letzten beiden Wörter. Meist jedoch stand sie vom Tisch auf, bevor die anderen aufgegessen hatten, und verschwand in einen entlegenen Winkel des Hauses, und Midhat sah sie erst wieder, wenn er abends aus der Fakultät zurückkehrte.

»Der Mann, der sich mit Carole unterhält, ist Carl Page. Er arbeitet in einer Bank. Seine Mutter ist mit Sarah Bernhardt befreundet. Sein Sohn wurde schon nach Ypres beordert. Und der mit der roten Krawatte ist Xavier, mein Cousin, Marians Bruder. Er studiert Jura. Aber Laurent studiert auch Medizin. Ich stelle Sie vor.«

Laurent war ein großer blonder Bursche, der sich herabbeugen musste, während er sich mit einem rundlichen Mann mit Melone unterhielt. Jeannette stellte die beiden dann doch nicht vor. Sie fuhr fort:

»Er spricht mit Luc Dimon, dem das größte Weingut in der Gegend gehört.«

»Und das sind alle Freunde der Braut?«

»Alle Genannten, ja. Den Tross des Bräutigams kenne ich nicht. Die meisten kommen aus Nizza.«

Doktor Molineu unterhielt sich mit Patrice Nolin in der Nähe des Eingangs zum Speiseseztel. Nolin hatte etwas Mädchenhaftes. Seine Augen lagen weit auseinander, seine Wangen waren gerötet. Molineus Mimik war lebhaft. So war es auch beim Frühstück, da war er jedes Mal wie aus dem Häuschen, wenn sie auf eine Formulierung stießen, die man nicht übersetzen konnte.

Die Menge kam in Bewegung, und ein Lakai hob neben dem Zelteingang einen Arm. Auf der Tischkarte hatte man Midhat als »Monsieur Methat Kemal« tituliert, daneben stand die Karte mit dem Namen Jeannettes. Am Büfett hinten im Zelt taten sie sich Geflügelfleisch in dunkler Sauce auf, und nachdem sie am Tisch Platz genommen hatten, ließen sich Sylvain Leclair und Luc Dimon gegenüber nieder.

»*Le jeune Turc!*«, sagte Sylvain Leclair.

»Monsieur Midhat«, erwiderte Jeannette, »würde sich wohl eher als palästinensischen Araber bezeichnen.«

Midhat warf ihr einen Blick zu. In seiner Brust schmolz etwas.

»Also, *Monsieur l'Arabe*«, sagte Sylvain, »was führt Sie nach Montpellier?«

»Die Medizin«, sagte Midhat. »Ich studiere Medizin an der Universität.«

»Auf der Flucht vor dem Kasernenhofdrill?« Sylvain Leclair zwinkerte ihm zu, ohne eine Miene zu verziehen. »Das ist mein Freund Dimon – Luc, dies ist ein junger Araber, der bei den Molineus wohnt. Monsieur Mid – was Mid...ha? Er versteckt sich hier vor dem Krieg.«

»Sylvain«, sagte Jeannette.

»Ich ziehe ihn doch nur auf. Dimon hat ein Weingut. Das größte in der Region. Mit den besten Weinen.«

»Ho, ho, sehr erfreut, Sie kennenzulernen. Sylvain ist viel zu bescheiden – er ist ein exzellenter Winzer. Aber wissen Sie, die Rebläuse haben uns schwer zu schaffen gemacht, das war entsetzlich.«

»Die einen waren mehr betroffen, die anderen weniger. Verstehen Sie etwas davon, Monsieur Kamal? Die Reblaus greift die Pflanzen an. Sie ist winzig klein.« Sylvain bog den Zeigefinger über dem Daumen zusammen. »Phylloxera vastatrix. *Une petite friponne*. Diese kleinen Bestien haben meine Pflanzen komplett vernichtet. Jedes Weinblatt war von Kügelchen bedeckt. Dies ist ein Clairette Languedoc, möchten Sie vielleicht davon kosten, Monsieur Midhat?«

»Nein, danke. Na gut, ein wenig. Vielen Dank.«

»Woher kennen Sie die Molineus?«, fragte Luc Dimon.

»Mein Vater hat sich an die Universität gewandt, und Doktor Molineu war so freundlich, mir eine Unterkunft anzubieten.«

»Die Opfer, die man bringt«, sagte Sylvain. »Erzählen Sie bitte. Wir würden gern wissen, wie Sie so leben.«

Midhat wusste nicht, ob Sylvain ihn wieder aufzog. »Wie meinen Sie das?«

»Midhat, darf ich Sie mit Monsieur Laurent Toupin bekannt machen?«

Jeannette lehnte sich auf ihrem Stuhl zurück und gab den Blick auf den großen blonden Mann frei, der auf ihrer anderen Seite saß.

»Guten Tag.«

»Freut mich, Sie kennenzulernen«, sagte Midhat. Er drehte sich zu dem Mann um, und ein frischer Luftzug, der durch einen Spalt des Zeltens fuhr, machte ihm alarmierend deutlich, dass ihm Schweiß auf der Stirn stand.

»Er spricht sehr gut Französisch«, sagte Laurent.

»Ja, das tut er«, sagte Jeannette. »Bitte entschuldigen Sie mich, meine Herren.«

Laurent setzte sich auf Jeannettes Platz. Er hatte die Ärmel bis über die Ellbogen aufgekrempt, seine Unterarme waren von drahtigen blonden Härchen bedeckt.

»Ich meine, Sie in der Fakultät gesehen zu haben ... Sie fallen auf. Ich bin im vierten Jahr, aber Sie haben gerade erst angefangen? Was halten Sie vom Unterricht? Ich meine mich zu erinnern, dass das erste Jahr etwas langweilig ist, da muss man die Einführungskurse in den Naturwissenschaften absolvieren. Haben Sie bereits klinischen Unterricht?«

»Noch nicht«, sagte Midhat und holte tief Luft. Er war sich Sylvain Leclairs bewusst, der ihm gegenüber saß und den Wein in sich hineinschüttete. »Ab nächster Woche, glaube ich.«

»Macht es Ihnen Spaß? Ich liebe die Fakultät, wirklich, und ich liebe die Medizin. Sie ist das beste Studienfach der Welt. Wissen Sie, die Leute sagen, man solle das Unbekannte in der Ferne suchen, aber man findet es doch auch, wenn man nach innen schaut. Vielen Menschen macht das natürlich Angst. Aber ... passiert es oft, dass Ihre Landsleute nach Frankreich reisen, um Medizin zu studieren? Ich nehme an, Sie haben andere Traditionen. Die Schriften von Avicenna wurden an der hiesigen Fakultät erst vor gut zweihundert Jahren berücksichtigt, aber ich nehme an, seither hat sich manches auseinanderentwickelt.«

Midhat fand die Erwähnung Avicennas erzwungen. Er merkte, dass Laurent Eindruck schinden wollte, und fand ihn daraufhin gleich sympathischer.

»In Kairo gibt es eine Universität«, sagte er. »Eine gute Universität. In Beirut gibt es auch eine. Trotzdem studieren immer mehr Syrer in Europa, in England, Frankreich und Deutschland. Und in umgekehrter Richtung ist es genauso. Das betrifft natürlich nicht die Universitäten. Wir haben zwar gute Universitäten ... aber nicht die besten. Die besten gibt es in Europa, wie man weiß. In Syrien und Ägypten hat man das französische System übernommen.«

»Interessant. Ich finde es hochspannend, Sie kennenzulernen. Jeannette erzählt, Sie seien Muslim. In meinem ersten Studienjahr hat ein Orientale seinen Abschluss gemacht, aber ich meine mich zu erinnern, dass er Christ war. Und ein guter Arzt. Menschen wie Sie sind hier jedenfalls selten.«

»Wie geht es Ihnen, Midhat, ist alles in Ordnung, fühlen Sie sich wohl?«

»Ja, vielen Dank, Doktor.«

»Lassen Sie doch den Doktor, Midhat, ich bin Frédéric. Wie ich sehe, haben Sie Laurent kennengelernt. Schön, Sie zu sehen, Laurent. Ihre Haare sind allerdings zu lang.«

»Das Militär wird sie bald abschneiden.«

»Ah, pff. Patrice, Patrice, kommen Sie mal her, ich möchte Ihnen Midhat Kamal vorstellen. Hier.«

»*Enchanté.*«

»Patrice ist inzwischen mein Kollege, wir sind im gleichen Bereich tätig. Früher hat er über den menschlichen Körper geforscht, heute forscht er über den sozialen.«

»Frédéric. *Un livre, seulement un livre.*«

»Sie wollen also wirklich nicht zurück an die Universität?«

»Wie schon gesagt, besteht das Problem für mich darin, dass mit Kriegsbeginn ... *immédiatement c'est fini, ou sinon immédiatement, assez vite.* Keine Gedankenfreiheit mehr, kein freier ... Austausch.«

»Ah ... ja, ich weiß, was Sie meinen.«

»Marian!«, sagte Jeannette, die zurückgekehrt war und sich an die Braut wandte. »Ich habe dich nach der Kirche nicht mehr gesehen. Du siehst wunderschön aus. Wo ist Paul?«

»Oh, Jojo, ich bin erschöpft. Uff – ich muss weiter.«

Laurent fragte: »Wann kommt er nach Flandern?«

»Sobald sie aus Nizza zurück sind, glaube ich.«

»Und Sie, Laurent?«

»Ich bin noch eine Weile vom Dienst befreit, weil ich mich freiwillig gemeldet hatte. Aber sicher nicht mehr lange.«

»Oh, na los, kommen Sie zu uns! Melden Sie sich noch einmal freiwillig. Seien Sie kein Frosch.«

»Xavier zieht in den Krieg.«

»Wann?«

»In zwei Wochen. Mit den anderen.«

»Und die Damen pflegen Sie dann gesund.«

»Haben Sie schon von der deutschen Gouvernante der Alberts gehört?«

»Gouvernante? Nein, ich kenne nur die Sache mit der Bank ...«

»Maman ... Maman ...«

Stühle knarrten, als sich die Gäste erhoben. Hinten im Pavillon standen jetzt vier Pyramiden. Midhat schlängelte sich mit Jeannette zwischen den Tischen hindurch. Wie er feststellte, bestanden die Pyramiden aus winzigen runden Kuchen.

»Darf ich Ihnen einen anbieten, Midhat?«

»Bonjour, ich bin Madame Crotteau.«

»Bonjour, Madame, ich heiÙe Midhat Kamal.«

»Ich weiß. Wie finden Sie Montpellier? Schön ist es nicht. Ist Frédéric mit Ihnen schon nach Palavas-les-Flots gefahren?«

»Warum zum Teufel sollte ich mit ihm ans Meer fahren?«, fragte Frédéric. »Stell dir mal vor, du kämst in ein Land, das ganz neu für dich ist, und dann sagt man dir: Wir zeigen Ihnen jetzt das Wasser, über das Sie gekommen sind! Nein, Nicole. Er muss die Kultur, die Stadt, das Binnenland kennenlernen. Die Musik hören, die Trobairitz lesen ... das ist das Wichtige ... die Gerüche, die okzitanische Landschaft ...«

»Nur ein Pariser kann so vom Languedoc schwärmen.«

Frédéric zog eine Augenbraue hoch. »Meine Mutter stammte aus der Dordogne.«

»Wir sollten mal einen Spaziergang machen, Midhat«, sagte

Laurent, der Puderzucker auf den Fußboden kleckerte. »Dann zeige ich Ihnen die Gärten. Was meinen Sie?«

»Ja, das wäre herrlich.«

»Großartig. Wir treffen uns bei Sonnenaufgang vor der Salle Dugès.«

Sie einigten sich auf den Donnerstag, vorausgesetzt, das Wetter wäre gut. Am Donnerstag regnete es aber, und so verabredeten sie sich für den Freitag. Am Freitagvormittag war die Einführung im praktischen Sezieren angesetzt; Midhat würde sich danach mit Laurent treffen, mittags vor dem Denkmal Lapeyronies.

Die Menschen in der Salle Dugès wurden mit jeder Woche weniger. Inzwischen gab es nur noch eine Handvoll französischer Studenten, die aus medizinischen Gründen vom Kriegsdienst freigestellt waren. Manche bekannten sich dazu, andere schwiegen eisern. Trotzdem brannten sie darauf, ihren Schneid zu beweisen, und redeten gern wie an der Front, sprachen von den Deutschen als »boches« und stichelten gegen die schwachen preußischen Gene. Man hatte auch die jüngeren Professoren eingezogen, sodass mancher Name auf Midhats Stundenplan nicht mit dem der Person übereinstimmte, die vor die Studenten trat. Seine Kommilitonen waren meist Spanier und Belgier, außerdem gab es zwei Schweizer und einen Engländer. Midhat war nicht nur der einzige Araber, sondern auch der einzige außereuropäische Student überhaupt, und in der morgendlichen Atmosphäre der Salle fühlte er sich gehemmt. Als Außenstehendem fiel ihm auf, dass man gern lustige Anekdoten zum Besten gab und dabei gleich zu Anfang die Pointe andeutete; so konnten die Zuhörer das Ende vorausahnen und gemeinsam lachen. Sobald das Gespräch einen humorvollen Ton annahm, fand man alles lustig, und jeder war aus Solidarität bereit, auch über den lahmsten Scherz zu lachen.

Obwohl Midhat schüchtern war, legte er seinen Akzent immer weiter ab und sprach »le thorax« oder »le capillaire« mit der Präzision eines Fremden aus. In der Rue de la Loge kaufte er sich einen neuen französischen Hut, einen Mantel und einen schwarzen Regenschirm, und an dem Freitag, als er mit Laurent verabredet war, nahm er all das mit zur Fakultät, obwohl es so aussah, als bliebe das Wetter schön.

Professor Brogante stand am Kopfende des Operationstisches.

»Die Medizin ist keine exakte Wissenschaft«, betonte er, als er sich über den Instrumententisch beugte und die Skalpelle parallel ausrichtete.

Die Wände des Sezierraums ließen die Stimme von Brogante weit über die Sitzreihen hallen; den Studenten, die dicht vor der Leiche standen, kam es vor, als dröhnten die Worte des Professors in ihren Ohren.

»Die Tatsache, dass die Fakten so komplex sind, dass es nicht um Gewissheiten, sondern meist um Vermutungen geht, tut dem wissenschaftlichen Charakter der Medizin allerdings keinen Abbruch.« Brogante griff nach dem Saum des Lakens. »Das ist nur ein weiterer Anlass für noch mehr Gewissenhaftigkeit.«

Die Studenten drängten sich zusammen, um eine gute Sicht zu haben.

»Erkenntnisse, die ich als Arzt gewinne, sind immer nur hypothetische Erkenntnisse. Ich suche nach Indizien, die meine Diagnose konkretisieren, oder ich versuche es mit einer neuen Methode, deren Ergebnis zeigt, ob meine Einschätzung richtig war.«

Unter dem Laken erschien ein schwarzer Schopf, im Licht der hohen Fenster bläulich schimmernd. Dann das wachsbleiche, rasierte Gesicht eines Mannes, gefolgt vom Oberkörper. Brogante straffte das Laken über den Beinen, griff nach einem Skalpell und beugte sich über den grauen Hals.

»Um den Brustkorb und die Bauchhöhle zu öffnen, setzen wir einen ersten Schnitt vom Sternum aus ...«

Die Stimme von Professor Brogante schien endlos weit zu hallen, und Midhat hörte die einzelnen Wörter nicht mehr. Er sah, wie die Klinge die Haut des Halses durchdrang, schaute zu, wie sich die oberste Hautschicht so rasch teilte, als wäre sie straff zusammengebunden gewesen und nun gelöst worden. Nach dem ersten Schnitt setzte Brogante zu einem zweiten, nun seitlichen an. Er schlug die Hautlappen zurück, wobei es vier Mal dumpf klatschte, und enthüllte diverse Organe, die alles andere als menschlich wirkten. Überreifes Rot, Lila, ekelhaftes Gelb. Midhat betrachtete die blutleeren Adern, die sich über den Magen schlängelten, und ihm wurde schlecht. Vor seinen Augen flimmerten schwarze Flecken, die sich verdichteten und den Leichnam überdeckten.

Als er wieder klar denken konnte, saß er in der ersten Reihe des Hörsaals, vor sich die Rücken der anderen Studenten. Brogantes Stimme klang dumpfer:

»Die Gallenblase befindet sich ganz rechts im Epigastrium. Das Zäkum befindet sich vor dem rechten Abschnitt des Darmbeins, und hier ragt, wie Sie sehen, das Kolon auf. Weiß jemand, wie dieser Abschnitt heißt? Monsieur Havonteur?«

Die Studenten versperreten den Blick auf den Leichnam. Einer drehte sich um, es war Samuel Cogolati, ein Belgier. Cogolati sah sich nach möglichen Beobachtern um, dann flitzte er zu Midhat und hockte sich vor die Bank.

»*Tout va bien?*«

»*Qu'est-ce qui se passe?* Bin ich ohnmächtig geworden?«

»Ja.« Cogolati hauchte ein Lachen. »*Ça va*, ich habe dich aufgefangen, du bist nicht auf den Fußboden geknallt.« Er nickte mehrmals schnell. »Ich muss wieder zuhören, aber ... *ça va?*«

»Ja, geh nur. Ich erhole mich noch kurz. Vielen Dank, Samuel.«

»*De rien.*«

Trotz des Brötchens, das ihm Cocolati aus der Mensa geholt hatte, zitterten Midhats Beine noch, als er sich mittags mit Laurent vor dem Denkmal traf. Er war froh, sich auf den Regenschirm stützen zu können.

»Philosophisch gesehen«, sagte Laurent, als sie dem Boulevard folgten, »war deine Reaktion absolut natürlich. Ich erinnere mich noch an meine erste Sezierstunde. Keine ... erfreuliche Erfahrung.«

»Danke. Aber ich schäme mich trotzdem.«

»Du wirst merken, dass es nicht ganz so schlimm ist, wenn du einen lebendigen Organismus untersuchst. Leider beginnt man mit Leichen, weil man deren Organe besser zeigen kann. Entsetzlich ist wohl vor allem, dass die Toten nur Objekte sind. Als Medizinstudenten müssen wir aber begreifen und uns damit abfinden, dass der Tod fest zum Leben gehört. Und im Laufe des wissenschaftlichen Fortschritts der Menschheit müssen wir die sozialen Tabus überwinden, die den Tod in eine private Sphäre verbannen. Was ich damit sagen will: Vergiss die Sache einfach.«

Midhat holte tief Luft. »Ich bin trotzdem ... ich habe das Gefühl ...«

»Die menschliche Natur ...«, sagte Laurent. Er sah zum Himmel auf, verengte die Augen zum Schutz vor der Sonne. »Die Bedeutung von Krankheiten ... Der Tod ist unser ständiger Begleiter. Man könnte argumentieren, dass wir uns in einem permanenten Prozess des Sterbens befinden, wie eine Flamme, unsterblich, halb erloschen. Was ist die Krankheit also? Sie ist ein Teil des Lebens. Wir reden immer über das Leben, als wäre es eine Erneuerung, aber in Wahrheit ist es ein Verfall.

Manchmal auch der Kampf gegen den Verfall, aber trotzdem ein Verfall.«

Während Laurent redete, dachte Midhat an den Ausflug am ersten Tag des Semesters. Er war den anderen Studenten in einen riesigen Saal mit einem Deckengemälde gefolgt, einem Trompe l'œil. Die Wände der unteren Galerie waren von Vitrinen gesäumt, und jeder hatte beim Anblick ihres Inhalts laut gestaunt.

Deformierte Föten, gegen das Glas ihrer Behälter gepresst. Skelette von Tieren und Menschen, an Haken hängend; Schädel, mit Krankheitsbezeichnungen beschriftet und in gewagten Winkeln aufgetürmt. In einer Vitrine mit Glasdeckel lag ein mumifizierter Kopf, schwarz von Chemikalien und mit halb entblößtem Gehirn. Das setzte sich fort: weitere Gehirne, verstaubt und etikettiert, aufgehängte Leichen, schwarz wie der Kopf. Vielleicht verbrannt. Diagramme an den Wänden, Gemälde, die grellbunte Wucherungen zeigten, groteske Präparate, Phasen von Geschlechtskrankheiten. Listen verglichen Abnormitäten mit Abnormitäten, Infektionen, Verkümmierungen, Gicht, Lepra. Ein Baby mit zwei Köpfen und Zwillingshaarschöpfen richtete vier faltige Augen auf ihn.

Dann blieb Laurent stehen. Oben auf einem hohen, hellgrünen Tor stand auf einem verschnörkelten schmiedeeisernen Schild: UNIVERSITÉ DE MONTPELLIER, JARDIN DES PLANTES, FONDÉ PAR HENRI IV EN 1593. Das Tor schrammte beim Öffnen über den Kies, und sie blickten auf einen leicht ansteigenden Weg, der sich verzweigte: Rechts führte er an einer Hecke entlang, links an einer Steinmauer mit einer Urne darauf. Sie nahmen den Weg an der Hecke. Dahinter zogen sich weiße Wege durch grüne Rasenflächen, und zwischen Zypressen stand ein Gebäude mit einem Bogen auf der Fassade.

»Dies ist einer der ältesten Gärten seiner Art in Europa«, sagte Laurent. »Der König ließ ihn für einen berühmten

Wissenschaftler namens Belleval anlegen. Im letzten Jahrhundert wurde er erweitert, aber ich fürchte, ich habe vergessen, wo die neueren Abschnitte sind.«

Ein kühler, satter Geruch lag in der Luft. Grauweißes Laub türmte sich am Wegrand, durch die Bäume fallendes Licht warf verstreute Schatten, und Midhat verlor bald die Orientierung. Sie passierten ein Bambusgehölz und einen Teich mit riesigen Wasserlilien, welche die Sonne in sich aufsaugten, und geometrisch angelegte Blumenbeete, umhegt von niedrigen Hecken. Vor den Fenstern der Gewächshäuser beschirmten sie die Augen und erblickten Wasserpflanzen, die große grüne Hände aus den Becken reckten.

»Wie war das noch mal«, fragte Midhat, »was du über Tod und Leben gesagt hast?«

»Ach, was weiß ich. Ich predige gern. Meint jedenfalls mein Vater. Zu viele Worte, nicht genug Taten, sagt er.«

»Ich fand es spannend ...«

»Was ist Leben? Das ist spannend. Wie nahm es seinen Anfang?«

Midhat lachte. Laurents Schatten auf dem Glas wurde durch den hellen Sonnenschein ausgelöscht, da er sich vom Gewächshaus abgewandt hatte und die Sträucher betrachtete.

»Natürlich in Gott«, sagte Midhat.

»Ja. Aber weißt du, in meinen Augen besteht das Problem darin, dass wir inzwischen viel zu viel Wissen angehäuft haben. Der Einzelne kann diese Fülle nicht mehr erfassen. Früher konnte man sich alles aneignen, jedenfalls mehr oder weniger. Aber heute sind wir sozusagen Gehirne, die in einem Meer des Wissens treiben.« Laurent berührte einen Farnwedel, der unter seinen Fingern wippte. »Das Bild stimmt wohl nicht ganz.«

»Hat Gott das Universum erschaffen, oder hat er parallel dazu existiert?«

»Genau. Du solltest mit Jeannette reden, sie studiert Philosophie.«

»Der Syllogismus des Lebens ist eine Unmöglichkeit«, sagte Midhat. »Wir können den endlosen Strom von Ursache und Wirkung nicht nachvollziehen.«

»Wie findest du sie übrigens?«

»Denn wenn wir in der Zeit zurückgehen, von einem Vorfater zum nächsten, dann scheint es, als wollten wir zu Gott gelangen, indem wir einen Turm erbauen. Was hast du gesagt?«

»Jeannette. Wie ist es so, mit ihr in einem Haus zu wohnen?«

Midhat schwieg kurz. »Wir reden selten.« Er ahmte Laurent nach und berührte die Spitze eines Farnwedels. »Ich mag sie.«

»Ja. Du findest es sicher sonderbar, wie man die Frauen hier behandelt.«

»In mancher Hinsicht. Sie haben mehr Freiheiten. Wohin geht es da?«

»Zu einer anderen Rasenfläche vermutlich. Schauen wir mal.«

Sie kehrten auf den Weg zurück. Im Sonnenschein vergaß Midhat die peinliche Szene vom Vormittag, der Regenschirm ergänzte den Rhythmus seiner Schritte. Belanglose Gedanken gingen ihm auf Französisch durch den Kopf, und in einem Anfall von Ernsthaftigkeit sprach er manche aus und beschrieb die Szenerie: Wie herrlich, die Hand auf die Rinde eines Baumes zu legen, gezeichnet von Alter und Flechten, ein Baum, der sich weiter reckte und streckte, mit buckeligen Knoten und rauen Fasern.

»Das ist vollkommen anders als alles, was ich kenne, obwohl ich viele dieser Pflanzen benennen könnte. Manchmal ermüdet es mich, die neuen Dinge zu betrachten, aber manchmal lässt es mich auch ... wacher werden! Sieh mal, das ist ein Olivenbaum. Der wächst bei uns überall, aber wenn ich ihn

jetzt sehe, hier, an einem fremden Ort, löst er eine sonderbare Freude in mir aus.«

»Wie schön, dass dir der botanische Garten so gut gefällt.«

Sein neuer Freund klang zwar nicht unfreundlich, aber Midhat verspürte einen Dämpfer. Andererseits war es natürlich nicht einfach, ein tiefes Gefühl zu vermitteln, zumal in einer anderen Sprache.

»Ich würde gern in Europa reisen«, sagte Laurent. »Du auch, nehme ich an. Mein Großvater hat seine Reisen nach Rom und nach Griechenland in Tagebüchern festgehalten. Wenn ich in den Krieg ziehe, komme ich vielleicht auch herum, vorausgesetzt, man schickt mich nicht bloß in die Picardie.«

»Die Welt dehnt sich immer weiter aus«, meinte Midhat. »Oder – vielleicht dehnt sie sich nicht aus ...«

»Sondern entwickelt sich weiter?«

»Nein, ich meine ... denk an die Eisenbahn. Die Züge fahren kreuz und quer durch die Welt ... Hier in Montpellier verkauft man Orangen aus Jaffa. Ich habe sie gesehen!«

Laurent lachte. »Ah, Midhat Kamal, du bist ein ganz spezieller Fall.«

Am Rand des Weges saßen vier junge Frauen im Schatten einer Eiche. Midhat beobachtete, wie eine in einen Pflirsich biss. Laurents Lachen hatte ihn getroffen, und er wünschte sich, nichts gesagt zu haben.

In seinem letzten Jahr an der Mekteb-i Sultani war die Kluft zwischen den türkischen Jungen und allen anderen so plötzlich augenfällig geworden, als hätte sich der Erdboden aufgetan. Als er nach dem Ramadan mit Jamil nach Konstantinopel zurückkehrte, fand er ein lockeres Netzwerk von Allianzen vor, die sich ohne ihre Zustimmung gebildet hatten. Manchmal verbündeten sich Araber und Armenier, und manchmal löste sich das Bündnis wieder auf; ähnlich verhielt es sich mit den Juden und Griechen; denn die Kinder hatten während der

Ferien ihren Eltern gelauscht, und den Zeitungsberichten und dem Beispiel der Lehrer folgend trugen sie die Strömungen der Außenwelt mit erstaunlicher Selbstverständlichkeit in die Schulflure. Nach den Unterrichtsstunden traf sich Midhat mit seinem Cousin, denn sie fürchteten dieses unfreiwillige Spiel, zumal die Rollen oft unklar waren. Man musste jederzeit damit rechnen, dass sich jemand gegen einen wandte, und wenn man nie böse Blicke verteilte oder hinter vorgehaltener Hand tuschelte, wurde einem rasch unterstellt, man sei der eigenen Sache nicht treu, dann wurde einem der Arm von einem Mitschüler verdreht, der eigentlich auf derselben Seite stand.

Midhat war drangsaliert worden, war jedoch überzeugt, dass Laurent dergleichen nicht erlebt hatte. Er wollte ihm unbedingt beweisen, dass seine Begeisterung keine Weltfremdheit verriet.

»Weißt du schon, worauf du dich spezialisieren willst?«, fragte Laurent. »Ich möchte Psychiater werden.«

Sie hielten vor einer Ruine im antiken Stil, Bögen ohne Dach, bekränzt von roten Blüten.

»Psychiater?«, sagte Midhat. »Da geht es nicht um den Körper.«

»Nein. Aber ich interessiere mich seit einiger Zeit dafür. Wenn ich ehrlich bin, lag das an einer Frau.«

Midhat konnte die Energie, die ihn erfüllt hatte, nicht mehr spüren. Er blieb stumm. Laurent wollte sich gerade von der Ruine entfernen, da brach es aus ihm heraus:

»Ich hatte eine Geliebte in Konstantinopel.«

Laurent drehte sich zu ihm um. Midhat fuhr gelassen fort: »Sie sprach weder Arabisch noch Türkisch. Ich habe in Etiler ein Zimmer für Schäferstündchen mit ihr gemietet.«

Er spürte eine Hand auf dem Arm.

»Ich bin beeindruckt«, sagte Laurent und lachte wieder. »Und auch ziemlich baff!«

»Sie hieß Marie.«

»Woher stammte sie?«

»Aus Schweden.«

»Bra-vo.«

Er hatte sie im Bogen herumgeführt. Vor ihnen tauchte das grüne Tor auf, und sie sahen den Schriftzug spiegelverkehrt von hinten. Midhat war ebenfalls baff, sogar leicht erschrocken. Offenbar war es so kinderleicht, etwas zu erfinden, wie man einen neuen Hut aufsetzte oder einen neuen Mantel anzog.

Das Wasser im Teich war flach, es reichte nicht einmal über Jeannettes Knie, die wie rosa Inseln daraus aufragten. Der Springbrunnen war versiegt, der Krug des Cherubs leer. Ein weißer Streifen auf der Beckenwand zeigte den Wasserstand des letzten Sommers an. Sie hörte den Wind in den Bäumen, bevor sie ihn spürte; Sekunden später bekam sie eine Gänsehaut an den Beinen.

Im Obergeschoss tauchte der Kopf von Georgine im Fenster von Midhats Schlafzimmer auf. Jeannette hatte den Vormittag im benachbarten Arbeitszimmer ihres Vaters damit verbracht, eine Schachtel voller Fotografien in zwei ledergebundene Alben zu sortieren. Die Schachtel enthielt Bilder ihrer Mutter als junge Frau. Manche hatte Jeannette noch nie gesehen. Sie hatte lange nicht mehr so intensiv an ihre Mutter gedacht; es fiel ihr schwer, die Fotos zu betrachten. Trotzdem tat sie es, sogar stundenlang, suchte verzweifelt nach Ähnlichkeiten. Sie kam wieder zu sich, als Georgine zum Mittagessen rief. Danach beschloss sie, sich im Garten an den Teich zu setzen und in Ruhe nachzudenken.

Jeannette hatte als Kind ihrem Vater geähnel. Alle glaubten, sie käme nach ihm. Wie Frédéric war sie ein Energiebündel: Sie redete schnell und hatte eine dramatische Ader. Im Laufe der Jahre hatte sie sich jedoch verändert, und nun hasste sie den rasanten Takt ihrer Gedanken und legte es bewusst darauf an, sich zu langweilen, um sich zu betäuben. Ihr Vater nannte sie gern »die Sphinx«.

Wenn sie an ihre Kindheit dachte, erinnerte sie sich vor allem

an ihr Schlafzimmer im Montparnasse. Sie dachte an die weißrosa Tapete mit den goldenen Schnörkeln, die sich zu Blümchen entfalteten. Sie pflückte sie heimlich, indem sie die Tapete hinter den Stühlen, dicht über der Fußleiste, mit den Fingernägeln vom weichen Putz pellte. Auf der Fenstersitzbank saß ein Spalier von Puppen in bunten Spitzenkleidern, mit kalten, plumpen Händen, pausbäckigen, bleichen Gesichtern und echtem Haar. Jeannette beachtete sie kaum. Ihr liebstes Spielzeug war ein speckiger Stapel Tarotkarten, den sie ganze Nachmittage neu arrangierte, wobei sie Beschwörungen murmelte. Die Mädchen in der Schule beneideten sie um ihre kleinen Elefanten aus Elfenbein, die Spieldosen, das Blechschiff mit der bunt bemalten Besatzung, und wenn sie zu Besuch kamen, wollten sie es aufziehen, damit sich die Figuren bewegten. Jeannette ließ sie zunächst gewähren, aber nach einer Weile verlangte sie von ihrer Freundin, mit ihr zu spielen, und dann dachten sie sich Religionen aus und ließen, am Fenster sitzend, Zaubersprüche auf die Passanten hinabhageln. Jeannette suchte in einem Buch Verse aus; ihre liebsten stammten aus einem Gedicht mit dem Titel »Verzicht«:

*Als Kind träumte ich vom Koh-i-Noor,
von üppiger persischer und päpstlicher Pracht,
von Heliogabalus, Sardanapal!*

Heliogabalus und Sardanapal!, riefen sie aus dem Fenster, zeigten mit dem Finger auf einsame Männer und beobachteten, ob und wie sie auf die Wirkung des Zaubers reagierten.

Ihr Papa war der Patron der Spielzeuge. Jeannette hatte keine Brüder und Schwestern, und ihre Mutter Ariane war liebevoll, aber abweisend und zog sich oft in ihr Schlafzimmer zurück. Nach der Schule las Jeannette die Bücher, die sie von ihrem Vater erhalten hatte, unter dem Bett, bis der borstige

Teppich ihre Ellbogen aufscheuerte. Wenn sie später an ihre Kindheit zurückdachte, hatte sie deshalb stets den Fußboden ihres Schlafzimmers vor Augen: Unter den Stühlen war sie vor den Orkanen am Äquator geschützt, die Vertäfelung unter dem Fenster war mit den Schnitzereien einer uralten Kultur verziert. Im Bücherregal gab es hinter den Lexika eine Klappe über einem runden Loch in der Wand, ein Geheimversteck für Schriftrollen und Schätze. Als sie älter wurde, malte sie sich andere Abenteuer aus und begann, Romane zu lesen, die sie auf dem Weg von der Schule kaufte und in die Schutzumschläge ihrer Geschichtsbücher hüllte, um sie zu tarnen.

Eines Freitagnachmittags, Jeannette war sechzehn, fand sie nach der Schule ihren Nachbarn und einen Polizisten zu Hause am Küchentisch vor. Ihre Mutter, sagten die beiden, habe sich mit einer Pistole auf dem Hof erschossen. Ihr Vater war noch an der Universität. Der Nachbar hatte den Schuss gehört und den Polizisten alarmiert, der den Bestattungsunternehmer gerufen hatte. Sie sahen Jeannette besorgt an und wollten ihr Kekse und Tee servieren. Es überraschte Jeannette, dass sie nicht einmal Ja oder Nein sagen konnte.

Danach brach die elterliche Zurückhaltung zusammen, und Frédéric offenbarte seiner Tochter alles. Ihre Mutter hatte den Wunsch, ihr Leben zu beenden, zuvor schon mindestens zwei Mal geäußert, allerdings in so großem zeitlichem Abstand, dass er keinen Anlass zu ernsthafter Beunruhigung gesehen hatte. »Verzeih mir«, bat er und zerrte an einem Büschel Haare auf seinem Kopf. Gelegentlich entfuhr ihm ein »Oh!«, dann legte er sich eine Hand vor den Mund, und Jeannette wusste, dass ihm etwas eingefallen war.

Jeannette saugte die Details in sich auf, ebenso jede Erinnerung, die ihrem Vater in den Sinn kam, bevor er dann im Wohnzimmer wieder stumm und reuevoll zu Boden starrte. Der Tod entlockte ihm die Wahrheit, und er war verblüffend

offen: Fort war der Vater, der mitten im Gespräch aufstand und ging, an seiner Stelle ein Mann, der auf einmal einen Berg ungeordneter, intimer Informationen preisgab. In den Tagen vor der Beerdigung beschrieb er seine Brautwerbung und seine Eindrücke von ihrer Mutter während jeder Phase ihrer Ehe, in welcher Hinsicht sie sich im Laufe der Zeit verändert hatte und in welcher nicht.

Ohne es zu ahnen, hatte er mit seinen Worten eine ganze Welt in seiner Tochter eröffnet. Und während seine Wunden langsam heilten, lagen Jeannettes noch immer offen. In ihrer Vorstellung nahm eine Frau Gestalt an. Diese Frau war nicht nur ihre Mutter, sondern auch Mademoiselle Ariane Pas-sant und Madame Ariane Molineu, eine Gestalt, erschaffen aus dem Dunkel, das Jeannettes Geburt vorausgegangen war. Ihr Vater lernte auf eine natürliche Art, mit der Trauer zu leben, die ihn bald nicht mehr schmerzte; was durch den Schock aufgebrochen war, verheilte wieder. Danach mochte er nichts mehr preisgeben, sondern war abweisend, wenn seine Tochter fragte, als habe er vergessen, was er ihr bereits alles erzählt hatte.

Nach Jeannettes Schulabschluss zogen sie nach Montpellier. Frédéric's Schwester lebte dort mit ihren Kindern, Marian und Xavier. Das Weingut von Sylvain Leclair, einem alten Freund von Ariane, befand sich ebenfalls in der Nähe. Frédéric arbeitete als Hochschullehrer an der Universität, und Jeannette schrieb sich für Philosophie ein. In jenem Jahr war sie eine von nur neunzehn Frauen.

Vater und Tochter lebten sich rasch ein. Sie mischten sich in die universitären Kreise und lernten Menschen kennen, die ihre Freunde wurden. Hier war es egal, ob man Einheimischer war oder nicht, denn in den Vorlesungssälen und Bibliotheken fanden alle Akzente einen gemeinsamen Nenner, der Austausch von Wissen ebnete regionale Unterschiede ein. Sylvain

fürhte die Molineus in die Kreise der Winzer ein, von denen sie ebenfalls akzeptiert wurden, wenn auch mit Vorbehalten. Die Gemeinschaft der Winzer war in den letzten fünfzig Jahren durch äußere Kalamitäten geschrumpft, darunter Dürren und die Überproduktion von Wein in Algerien. Um sich von den nördlichen Galliern abzuheben, klammerten sie sich an die alte okzitanische Identität – wenngleich der Begriff inzwischen so beliebig war, dass ihn die Hälfte der Restaurants an der Küste auf ihre emaillierten Schilder hatte setzen lassen. Sylvain war unter den Winzern allerdings so beliebt, dass er problemlos an Einladungen für seine Freunde, »les Molineux«, kam, obwohl sie in Sprache und Kleidung durch und durch Pariser waren.

An jedem Feierabend kamen Vater und Tochter im blauen Salon zusammen, um über Philosophie zu diskutieren. Sie tranken aus neu erworbenen Porzellantassen und debattierten über Bergsons Theorie der Erfahrung von Freiheit im Rahmen der Zeit, die Frédéric gefiel, weil sie dem Denken den Vorrang gab. Jeannette zog die These von Boutroux vor, derzufolge Formeln nichts erklärten, weil sie sich nicht selbst erklären konnten. Irrtümlicherweise leitete sie daraus die Behauptung ab, dass es sinnlos sei, Phänomene zu kommentieren, weil jeder zum gleichen Ganzen gehöre, was wiederum bedeute, dass man niemals alles verstehen könne, sondern höchstens einen kleinen Teil. Diese Diskussionen, in denen Frédéric seine Tochter dazu aufforderte, alternative Sichtweisen in Betracht zu ziehen, berührten oft grundlegende Themen, die sie zu ihrem eigenen Leben jedoch nicht in Beziehung setzten. Obwohl Vater und Tochter eher reserviert waren, schufen diese Abende eine neue Art von Intimität, aus der beide Kraft schöpften.

Nach Jeannettes Universitätsabschluss änderte sich manches. Ihre Freunde und Freundinnen an der Universität waren

nun verheiratet, und die abendlichen Diskussionen mit ihrem Vater waren eingeschlafen. Sie hatte zwar nicht den Wunsch, ihn zu verlassen, aber ohne die Stärkung der intellektuellen und emotionalen Verbundenheit trat eine Entfremdung ein. Ihr Denken war durch das Philosophiestudium geschärft worden, sie hatte es zu einer Festung ausgebaut. Sie ließ die Stunden des Tages vorbeiziehen, als lägen sie in weiter Ferne, und ihre Gedanken sprangen von Thema zu Thema.

In letzter Zeit hatte sie mit gelegentlichen Irritationen zu kämpfen. Zum einen wegen der Ankunft Midhats. Sie hatte Abstand zu ihrem Gast gehalten, und doch sorgte er dafür, dass es ihr nicht mehr so leichtfiel, sich in ihre Gedanken zu vertiefen. Der Krieg war ein weiterer Störfaktor, denn obwohl so fern, war er für viele das einzige Gesprächsthema. Immerhin, dachte sie, konnten sie froh sein, dass sie alle Paris verlassen hatten – wobei die Jungs, also Xavier, Paul und Laurent, vermutlich bald kämpfen müssten. Diese Veränderungen, so banal sie auch sein mochten, hatten schwerwiegende Folgen, und in den Winkeln von Jeannettes Geist begann es aufgeregt zu knistern. Und nun, an diesem Vormittag, kamen die Fotos ihrer Mutter hinzu: Gesicht und Körper vor dem gemalten Hintergrund des Fotostudios. Die Sommersprosse unter der Augenbraue, ihr Spitzenkragen, ein paar widerspenstige Haare, als unsterbliche graue Linien auf Silbergelatine gebannt.

»Bonjour, Mademoiselle.«

Jeannette erschrak. Midhat Kamal stand auf der Terrasse hinter dem Haus. Er hielt einen Regenschirm in den wohlgeformten Händen und zog die schmalen, schwarzen Brauen grüßend hoch. Als sie ihm zuwinkte, verbeugte er sich, blieb aber auf der Terrasse zwischen den gusseisernen Möbeln stehen. Aus dieser Entfernung hätte man ihn für einen Europäer halten können; nur der Kupfererton seines Gesichts sowie die dunklen

Brauen und Augen deuteten an, dass er war, was ihr Vater gern »semitisch« nannte. Hätte sie es nicht besser gewusst, dann hätte sie ihn für einen Italiener gehalten.

»Wie geht es Ihnen?«, rief sie.

»Ich bin ziemlich müde, aber wohlauf. Ich bin von der Fakultät zu Fuß zurückgelaufen, es war herrlich. Ich fürchte, ich habe Sie beim Baden gestört.«

»Ganz und gar nicht, ich wollte gerade hineingehen. Es wird langsam kalt.«

Sie stand auf, und als der Wind ihre nassen Beine peitschte und den Badeanzug an ihrem Bauch flattern ließ, konnte sie das Weiß in Midhats Augen sehen.

»Verzeihen Sie, ich hole nur mein Handtuch. Warten Sie kurz. Möchten Sie vielleicht einen Kaffee? Warten Sie kurz, Monsieur Midhat.«

Sie versuchte, nicht zu rennen. Sie ging über den Rasen und senkte den Blick, als sie das Handtuch um den Oberkörper wickelte; feuchte Spuren auf den Steinen, auf den Dielen, auf dem Treppenläufer. Sie schälte sich im Schlafzimmer aus dem Badeanzug, trocknete sich ab und schlüpfte in einen baumwollenen Hausmantel. Dann ging sie gemessenen Schrittes die Treppe hinunter. Georgine servierte schon den Kaffee und knickste, als Jeannette an ihr vorbeiging.

»*Alors*«, sagte sie gedehnt und begegnete Midhats Seitenblick. Er saß kerzengerade auf dem Sofa. Sie entschied sich für einen Korbstuhl und zog den Ärmel hoch, um zwei Tassen Kaffee einzuschenken. »Ich habe mich noch nie nach Ihrer Familie erkundigt, Monsieur Midhat. Sind Ihre Eltern ... haben Sie Geschwister?«

»Mein Vater ist Kaufmann. Er stammt aus Nablus. Er handelt mit Textilien und Kleidung. Er ist sehr erfolgreich.«

»Wie schön. Und Ihre Mutter?«

»Meine Mutter stammte aus der Stadt Dschenin, in der

Nähe von Nablus, aber sie ist gestorben, als ich noch sehr klein war, *Allah yirham-ha*.«

»Ach, das tut mir leid. Dann geht es Ihnen wie mir, Monsieur Midhat. Wir haben beide die Mutter verloren.«

»Meine Mutter ist an *sill* gestorben, wie es auf Arabisch heißt, also an Tuberkulose.«

»Das ist sehr traurig. Das tut mir aufrichtig leid.«

»Wie ist Ihre Mutter gestorben?«

»Ich war damals auch noch jung.« Sie schaute durch die Türen auf die Terrasse, wo sich die Spuren ihrer nassen Füße über die Steine zogen. »Sie war krank. Irgendein Herzproblem, ich weiß es nicht genau. Wenn Sie ein großer Arzt sind, können Sie es mir vielleicht erklären!« Sie lächelte mit dem Mund, ihre Augen waren geschlossen.

»Ja, ich hoffe, dass ich Arzt werde«, sagte Midhat. »In Nablus üben Männer nicht immer, was sie studiert haben.«

»Üben?«

»Ausüben, meine ich ... *comme une profession*.«

Sie schaute wieder in den Garten. Das Schweigen zog sich in die Länge.

»Wie ist Nablus?«

»Nablus ist im Grunde ein kleines Dorf. Trotzdem eine Stadt. Es ist nicht groß, aber wir sagen Stadt. Ich meine damit, selbst wenn man fortgeht, hat man Nablus noch bei sich. Verstehen Sie, was ich meine?«

»Ich glaube schon.«

»Nicht, dass ich Nablus schlecht fände. Das nicht. Aber dort kennt jeder jeden, und das kann etwas ...« Er griff sich an die Kehle, und sie lächelte schwach. »Ich denke, dass mein Vater deshalb lieber in Kairo ist.«

»Ägypten?«

Er nickte.

»Und Sie – Sie haben sich für die Medizin entschieden.«

»Mein Vater hat die Entscheidung getroffen. Er ist der Gründer, jedenfalls einer der Gründer, des neuen Krankenhauses in Nablus. Er findet den Beruf des Arztes sehr achtbar, wissen Sie. Ich bin aber zufrieden. Ich liebe die Naturwissenschaften, ich habe sie immer geliebt. Es ist also auch meine Entscheidung. Ich finde es aufregend ...« Er senkte den Blick und dachte über seine Worte nach. »Die Arbeit ist so präzise, so speziell. Aber«, seufzte er, »man muss sich zugleich davon distanzieren.«

Zu seiner Überraschung musste Jeannette schallend lachen. Er sah mit knallrotem Gesicht zur Decke auf, während ihr Körper von Lachen geschüttelt wurde. Als sie nach einer Weile immer noch lachte, stimmte er zögernd ein, behielt sie aber im Blick, um zu sehen, wann er aufhören musste. Ein plötzliches leises Husten war das Signal, und als sie seufzend verstummte, erlosch auch sein Lächeln, und er begriff, dass sie seine Gedanken, die dem Sezieren und dem Mann ohne Beine galten, den er heute Morgen in der Klinik gesehen hatte, nicht erraten hatte. Lustig war beides nicht. Er sah in ihre lächelnden Augen und versuchte zu ergründen, was sie von ihm hielt.

»Ich bin mit Laurent regelmäßig spazieren gegangen«, sagte er.

Sie verengte die Augen und setzte die Tasse an die Lippen.

»Wir gehen meist durch den botanischen Garten, manchmal durch die Stadt. Er zeigt mir alles. Ich finde ihn sehr nett.«

Jeannette musste wieder lachen, wenn auch lautlos, kniff die Lippen zusammen und betrachtete ihre Finger, während sie die Tasse auf der Untertasse kreisen ließ. Midhat hob fragend eine Handfläche, aber das übersah sie. Laurents Lachen beleidigte ihn, ihres aber nicht. Er fand es rätselhaft, jedoch nicht hässlich. Ihre andauernde Heiterkeit zauberte sogar ein Lächeln auf seine Lippen. Sein Blick blieb immer wieder dort hängen, wo ihr Hausmantel die Haut oberhalb ihrer Brüste enthüllte. Die Haut war bleich, aber von Sommersprossen übersät und

schimmerte – vielleicht war es Schweiß, vielleicht das Wasser des Teiches.

»Warum haben Sie im Teich gegessen?«

Ihr Lächeln verflog. »Warum?«, sagte sie. »Oh, mir war zu heiß.«

Er versuchte, sie zu verstehen, und zögerte. Seit der Ankunft in Montpellier vor über einem Monat hatte er die Angewohnheit entwickelt, innezuhalten, wenn er sich unsicher fühlte. Weil er wusste, dass ihm viele Konventionen fremd waren, wollte er sich auf keinen Fall zum Narren machen. Vielleicht war es ja tatsächlich üblich, bei Hitze in einem Teich zu sitzen, wie sollte er das wissen? Andererseits schien sich Jeannette nicht an der Frage zu stören. Was aber wiederum einen anderen Grund haben konnte; etwa ihre Sorge, es könnte ihn stören, dass man draußen badete. Und um ehrlich zu sein, hätte sie damit nicht ganz unrecht gehabt.

»Wie geht es Laurent?«, fragte sie.

»Gut. Er will jetzt Psychologie studieren. Er ist sehr nett.«

»Ja, das stimmt.«

»Ich finde ihn ... er bringt mich zum Lachen. Er hat ›leichtes Blut‹, wie wir auf Arabisch sagen würden.«

»Im Gegensatz zu schwerem Blut.«

»Ganz recht.«

»Richtig, Laurent hat leichtes Blut. Trotzdem würde ich ihn nicht frivol nennen. Er ist im Kern ein sehr ernsthafter Mensch.«

Eine Pause entstand. Midhat sagte: »Ich fühle mich hier sehr wohl. Ich hoffe, ich kann bleiben.«

»Sie müssen bleiben. Wir haben Sie gern bei uns. Sie sind sehr ... ich weiß auch nicht.« Sie begegnete seinem Blick. »Taktvoll.«

Eine tiefe Röte stieg von der Brust bis in ihr Gesicht. Nun war es an Midhat, in den Garten zu schauen. Er wollte sie

kurz in Ruhe lassen, aber auch sein breites Grinsen verbergen. Draußen bewölkte es sich, das Gras wurde grau, und der Baum ganz hinten schwankte im Wind. Als sich Midhat wieder zu Jeannette umdrehte, war sie noch rot und starrte in ihren Schoß. Beide schwiegen, und in Midhats Brust begann etwas wild zu tanzen. Eine Fliege surrte in die Stille und setzte sich auf das Kaffeegeschirr. Sie sahen gemeinsam zu, wie die Fliege einen Zuckerwürfel erkundete, danach auf dem Silberrand landete und ihre Beinchen rieb. Midhat beschloss, Jeannette noch einmal anzuschauen. Zu seiner Verblüffung stellte er fest, dass ihm das nicht möglich war. Weiter den Zuckerwürfel anstarrend, wunderte er sich über seine Schüchternheit. Vielleicht, dachte er, führte sein unvollkommenes Französisch immer wieder zu Missverständnissen – was aber, wenn er viel offener war, weil er noch keine Doppeldeutigkeiten formulieren konnte?

»*Bonjour, les petits.*« Doktor Molineu klopfte gegen die offene Tür. »Wie geht es uns heute? Hat jemand Hunger?«

»Wir trinken gerade Kaffee.«

»Nehmen wir doch einen Aperitif ein. Georgine, holst du bitte den Crémant und einen Likör für Monsieur Midhat?«

Es war noch windig. Midhat half Jeannette, Decken aus dem Flur zu holen, wobei er ihren Nacken beäugte, und als sie wieder draußen waren, saß Doktor Molineu mit übereinandergeschlagenen Beinen auf einem gusseisernen Stuhl.

»Mich beschäftigt etwas.« Er wandte sich an seine Tochter. »Ich habe heute über die Beständigkeit des Charakters nachgedacht. Glaubst du daran? An die Beständigkeit?« Er strich über den Rand seines Champagnerkelches.

»Ich weiß nicht genau, was du meinst«, erwiderte Jeannette.

Ihr müder Unterton veranlasste Midhat, sich nach ihr umzudrehen, doch ihre Miene war ausdruckslos. Sie hüllte sich wegen des Windes noch straffer in den Hausmantel und zog die Schultern hoch.

»Was meinen Sie, Monsieur Midhat«, sagte sie. »Halten Sie sich für beständig?«

»Er ist beständig, glaube ich«, sagte Doktor Molineu. »Ja, ich würde sogar so weit gehen, dass es unfair wäre, ihm diese Frage zu stellen.«

»Bitte?«, sagte Midhat.

»Ich wollte Sie nicht beleidigen. Weißt du, Midhat hat mir gestern von ein paar Aberglauben seiner alten Heimat erzählt. Vor allem in den samaritanischen Gemeinschaften, nicht wahr? Die in seiner Stadt leben.«

»Sehr interessant«, sagte Jeannette. »Ich kenne nur den guten Samariter.«

»Ja, und eine dieser Episoden soll sich wahrhaftig auf dem Berg zugetragen haben, auf dem er wohnt. Spannend, oder? Er hat mir erzählt – würden Sie es Jeannette noch einmal erzählen?«

Midhat ließ den Blick hektisch zwischen Vater und Tochter hin und her wandern, weil er nicht wusste, wen er ansprechen sollte. Er fand es verstörend, Jeannettes Miene nicht deuten zu können, und fragte sich, ob sie gelangweilt war. »Nun, wie Sie sagen, ist es nur ein Aberglaube. Man bezahlt die Leute für bestimmte Zauber. Gegen den bösen Blick und Eifersucht, Sie wissen schon ... aber ich bin nicht wirklich ...«

»Absolut faszinierend. Es war ein Stamm – ein Stamm? Eine Sekte, die sich vom Judentum abgespalten hat. Oder parallel dazu existierte. Es gibt das großartige Reisetagebuch einer Frau, die eine Weile unter ihnen gelebt hat, ich muss mal schauen, ob ich es auftreiben kann.«

»Das ist nur Folklore«, sagte Midhat.

Ein Lächeln zupfte an Jeannettes Mundwinkeln. »Ist ja wirklich hochinteressant, Papa.«

»Wie bitte? Ja, aber er erzählt das gern.«

»Manchmal sind solche Fragen ungehörig.«

Doktor Molineu gab nach. Während des Schweigens tauchte das Bild von Jeannettes Oberschenkeln vor Midhats geistigem Auge wieder auf. Er schaute auf den grauen Rasen.

»Entschuldigen Sie, Monsieur«, sagte Georgine, indem sie die Tür öffnete. »Ein Brief für Monsieur Midhat.«

»Hm.« Molineu stellte sein Glas abrupt auf den Tisch und stampfte mit einem Fuß auf die Steinplatten. »Wird langsam kalt draußen, und ich habe ein Loch im Bauch.«

»Ich kann die Suppe aufwärmen«, sagte Georgine. Sie winkte Midhat vertraulich. »Kommen Sie bitte.«

Sie führte ihn zum Tisch in der Eingangshalle. Der Brief stammte von seinem Vater und war vor drei Wochen aufgegeben worden.

Mein lieber Sohn Midhat,

gebe Gott, dass Du wohlauf bist. Auf meinen Reisen hatte ich Schwierigkeiten, weil die Briten den Kanal gegen die Türken verteidigen. Wie ich von meinem Bruder höre, gibt es in Nablus aber keine Probleme. Ein deutscher Offizier wurde im Hause Hammad einquartiert. Die ausländischen Postämter in Jerusalem sind geschlossen, so dass ich vermutlich keine Briefe aus Palästina erhalten werde. In Ägypten funktioniert die Postzustellung weiter reibungslos. Die Geschäfte gehen gut, al-hamdu-lillah. Laila und die Kinder sind wohlauf, al-hamdu-lillah. Lerne weiter fleißig.

Mit besten Wünschen,

Dein Vater

Draußen faltete Jeannette die rosa Decke zusammen.

»Das erledigt Georgine.«

»Papa.«

»Was? Schau mich nicht so an.«

Sie schlossen die Glastüren, damit der Wind nicht hereinpfeff, und als sie durch den Salon gingen, erblickte sich Jeannette im Spiegel. Der Wind hatte ihre Haare gebauscht. Sie löste hinten drei Haarnadeln und schob sie oben in ihre Haare, fasste ein paar Locken zusammen und drehte sie auf, damit sie am Platz blieben, drückte die Finger auf ihre Schläfen. Dann folgte sie ihrem Vater ins Esszimmer, wo er mit Georgine sprach.

»Kommt er?«, wollte er wissen.

»Oh, gewiss, Monsieur.«

»Geduld«, sagte Jeannette, die ihren Stuhl unter dem Tisch hervorzog.

Trotzdem musste ihr Vater nur eine Andeutung machen, und sie stand sofort auf, um Midhat zum Essen zu holen. Gestern hätte sie noch darauf bestanden, ihn eine Weile in Ruhe zu lassen. Aber jetzt war sie zu aufgewühlt – nicht nur durch ihren Vater, sondern wegen des ganzen Tages, dessen Ereignisse in ihr nachhallten und die ungeschützten Bereiche ihres Inneren bedrohten. Sie verspürte einen Anflug von Panik – und das einzige Heilmittel für das Aufbegehren ihrer Gedanken schien darin zu bestehen, in die Eingangshalle zu gehen und sich bei Midhat für ihren Vater zu entschuldigen, um wenigstens diesen Grund zur Beunruhigung aus der Welt zu schaffen.

Sie sah ihren Gast durch die Streben des Treppengeländers. Er stand da und las den Brief, gerahmt von der Tür des Salons, in dem das Klavier stand, klobig wie ein Sarg, und der durch das Fenster fallende Sonnenschein erhellte die Strähnen, die in seine gesenkte Stirn fielen. Er wirkte wie versteinert. Dann verlagerte er das Gewicht auf den anderen Fuß und legte die freie linke Hand locker auf eine Hüfte. Er verzog das Gesicht, fast mürrisch, und verengte die Augen, als wollte er sich vor grellem Licht schützen: die Miene einer Person, die versucht,

etwas zu verstehen. Obwohl sie überzeugt war, lautlos gewesen zu sein, fuhr er zu ihr herum. Sie setzte sich so natürlich in Bewegung, als käme sie just aus dem Esszimmer, aber ihre Armbewegungen waren theatralisch, und seine Miene verriet, wie offenkundig es war, dass sie ihn beobachtet hatte. Er faltete den Brief rasch zusammen.

»Ich möchte Ihnen etwas sagen«, meinte sie und ließ die Finger auf dem Handlauf nach unten gleiten. Sie sah, wie sein Blick auf ihre Lippen fiel.

»Ja?«

»Es tut mir leid ...« Ihr stockte die Stimme, als ihr Blick auf seinem sonnengebräunten Hals haften blieb, und sie schloss kurz die Augen. »Ich wollte Ihnen sagen ...« Alles kochte in ihr hoch; sie holte Luft und versuchte, sich in Erinnerung zu rufen, was sie hatte sagen wollen. Dann brach es aus ihr hinaus. »Ich habe Ihnen nicht die Wahrheit gesagt.«

Das Schweigen, das daraufhin eintrat, gab ihr gerade genug Zeit, um zu begreifen, worauf sie zusteuerte; ihr fehlte die Zeit, um noch einmal darüber nachzudenken.

»Wann?«, fragte Midhat.

»Als ich Ihnen«, sagte sie, »von meiner Mutter erzählt habe. In Wahrheit weiß ich, woran sie gestorben ist. Sie ... sie hat sich erschossen. Mit einer Pistole.«

Midhats Reaktion war unmerklich. Seine Augen weiteten sich ein wenig, und selbst das hätte sie nicht bemerkt, wenn das Licht in der Halle anders gewesen wäre. Trotzdem bereute Jeannette ihre Worte sofort. Sie fragte sich, wieso um Himmels willen sie dem leisen Verlangen, sich ihm zu offenbaren, so rasch nachgegeben hatte, ein Verlangen, das sich unversehens wie eine Scherbe in die anderen Gedanken und Sorgen gemischt hatte, die ihr durch den Kopf gingen. Unter normalen Umständen hätte sie einen solchen Impuls rechtzeitig bemerkt und verdrängt. Doch an diesem Tag war nichts normal. Nun

hatte sie ihren Gast tatsächlich mit diesem bedrückenden Detail ihres Lebens belastet.

Zu ihrem Schrecken ging Midhat plötzlich auf sie zu. Er schwieg noch und runzelte interessiert die Stirn, als wäre dies eine Zufallsbegegnung und als wüsste er nicht recht, wer sie war. Sie spürte, wie er eine Hand auf ihren flachen Bauch legte.

»Wir können jetzt essen«, stieß sie hervor.

Er hielt inne und schien den wahren Grund ihres Kommens zu erfassen. Er nickte.

»Gut.«

»Verzeihen Sie«, fügte sie gezwungen nebensächlich hinzu.
»Ich hätte Ihnen das nicht erzählen sollen.«

»Da gibt es nichts zu verzeihen.«

Sie schenkte ihm ein flüchtiges Lächeln und lenkte ihre Schritte zum Esszimmer. Es dauerte ein paar Sekunden, bis sie hörte, dass er ihr folgte.

Dieser kurze Wortwechsel wühlte Midhat auf. Was Jeannette mit dem Geständnis bezweckt hatte, blieb unklar. Er gestand es sich noch nicht ein, dass ihre Beichte glänzte wie eine frische Wunde, obwohl ihm dies später mit voller Wucht deutlich wurde. Zunächst dachte er nur an das Missverhältnis zwischen ihrer Offenheit und der verhaltenen Art, auf die sie gesprochen hatte. Er war auf sie zugegangen, um ihre Miene deuten zu können, und nachdem sie verschwunden war, blieb er noch kurz in der Eingangshalle stehen und überlegte, wie er ihre Worte verstehen sollte. Ihr kurzes Stocken schien ein Indiz für Kummer zu sein – tatsächlich das einzige offensichtliche Indiz –, obwohl ihm nicht einleuchten wollte, dass sie bekümmert sein könnte, weil sie ihn angelogen hatte. Eher bedrückte sie wohl die Erinnerung an den Selbstmord ihrer Mutter. Er betrachtete die Stelle zwischen Treppengeländer und schatten-

verhangener Wand, an der sie gerade noch gestanden hatte, und wurde von Mitleid erfasst.

Während des Abendessens versuchte er, sie nicht anzusehen. Er befürchtete, seine Miene könnte etwas preisgeben. Frédéric zog die Serviette aus dem silbernen Ring, und als Midhat den Brief neben sein Platzdeckchen legte und den Löffel zur Hand nahm, dachte er sich, Frédéric's Monolog über einen Kollegen am Seminar ausblendend, ein paar vage Interpretationen aus. Hatte Jeannette von ihrer Mutter erzählt, um sich zu entschuldigen, vielleicht für ihre arrogante Art? Oder für etwas anderes, das er gar nicht bemerkt hatte? Oder schämte sie sich tatsächlich für ihre Unaufrichtigkeit, nachdem er so offen zu ihr gewesen war? Oder wollte sie etwas anderes erklären, vielleicht im Hinblick auf ein Detail ihres Gesprächs, das er nicht ganz verstanden hatte, weil ihm irgendeine Nuance des Französischen entgangen war. Während er zerstreut etwas Butter auf sein Brötchen strich, fragte er sich, was Jeannette erblickt hatte, als sie in die Halle getreten war. Sich selbst von außen zu betrachten, in diesem Haus stehend, verschaffte ihm eine unerwartet große Freude.

»Ist das ein Brief Ihrer Familie? Sind alle wohlauf?«

Er blickte auf und sah, wie Frédéric seine Lippen abtupfte.

»Ja, sie sind wohlauf. Danke.«

Midhat warf einen Blick auf den Briefumschlag. Der Vermerk lautete: »Geöffnet von Zensur-Mitarbeiter 257.« Er griff nach dem Brief, tat so, als würde er die Absenderadresse überfliegen, und drehte ihn dann um.

Frédéric stand als Erster auf. Er stemmte die Hände in die Hüften und betrachtete die Tür, als wäre die bevorstehende Aufgabe, im Salon einen Digestif zu trinken, so schwierig wie das Kommandieren eines Regiments. »Kommst du mit, Jojo?«

»Heute Abend nicht, nein. Ich bin müde.«

»Dann gute Nacht.«

»Gute Nacht.«

Midhat entschuldigte sich auch. Er ging die Treppe hinauf, wobei er an den Brief dachte. Lerne fleißig weiter. Er sah sich unwillkürlich von außen und stellte sich die Frage, was sein Vater von alledem hier hielte.

Carl Page erfuhr es zuerst von Madame Crotteau, die es von den Nolins gehört haben wollte, doch als man die Nolins fragte, taten diese ahnungslos. Am Freitag vor der Feier holte Georgine die bestellten Tartelettes ab und erfuhr es vom Bäcker. Sylvain Leclair, hieß es, sei auf der Avenue de Toulouse von einem Automobil erfasst worden. Er lebe, aber beide Beine seien gebrochen.

Am Samstag begann es zu schneien, wenn auch nur leicht, und nachdem Pisson Midhat in der Stadt abgesetzt hatte, wo dieser einen Abendanzug kaufen wollte, fuhr er die hinten sitzende Jeannette, neben der ein Bukett aus rosa Lilien lag, zu Sylvains Weingut. Der Nachmittag ging in den Abend über, und in den makellos dreieckigen Lichtkegeln der Laternen sah man gelben Schnee rieseln.

Es war Dezember, Midhats dritter Monat in Montpellier. Seine Spaziergänge mit Laurent hatten sich als Gewohnheit etabliert und waren das beste Trostpflaster für seine Einsamkeit. Von Doktor Molineus Befragungen beim Frühstück und den gelegentlichen Wortwechseln mit Jeannette abgesehen, waren sie obendrein die beste Möglichkeit, sein Französisch zu üben, das sich an der Fakultät auf ein wissenschaftliches Vokabular beschränkte. Die Gäste des heutigen Abends boten ebenfalls eine Gelegenheit dazu; er musste hellwach, lebhaft sein. Als er über die Zufahrt schritt, sah er, wie Pisson den Schlag des Automobils schloss, und er hörte die Stimme Jeannettes, die in die Eingangshalle trat.

Sie war mit ihrem Vater im cremefarbenen Salon und erklärte lautstark, alles sei erlogen und erstunken – Sylvain

